



Leseprobe

Elizabeth Chadwick
Das Lied der Königin
Historischer Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 640

Erscheinungstermin: 18. August 2014

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Der Auftakt einer farbenprächtigen historischen Trilogie der Bestseller-Autorin Elizabeth Chadwick. Lassen Sie sich in das Europa des 12. Jahrhunderts entführen.

Zerrissen zwischen Pflicht und Liebe nimmt Alienor von Aquitanien ihr Leben selbst in die Hand und erlangt Ruhm und Macht.

Frankreich um 1100: Alienor ist jung, wunderschön, und sie ist die Erbin des reichen Herzogtums Aquitanien. Als ihr geliebter Vater stirbt, ist ihre Kindheit plötzlich vorbei. Sie wird mit Louis verheiratet, dem noch sehr jungen Prinzen von Frankreich. Doch dann verändert ein weiterer Tod ihrer beider Leben für immer. Sie werden zu König und Königin gekrönt, viel früher, als sie jemals damit gerechnet hätten. Alienor muss sich daran gewöhnen, nun die Herrscherin des großen, lebhaften französischen Hofes zu sein, dabei ist sie erst 13 Jahre alt ...

Alle Bände der Alienor-Trilogie

Band 1 - Das Lied der Königin

Band 2 - Das Herz der Königin

Band 3 - Das Vermächtnis der Königin



Autor

Elizabeth Chadwick

ELIZABETH CHADWICK
Das Lied der Königin

Buch

Frankreich im 12. Jahrhundert. Alienor ist jung, wunderschön, und sie ist die Erbin des reichen Herzogtums Aquitanien, denn sie ist die älteste Tochter des Herzogs. Von den Eltern, Aenor und Guillaume, und ihrem Onkel, Raymond, wird sie geliebt und unterstützt, doch wird dem jungen Wildfang auch viel durchgelassen. So verlebt sie die ersten Jahre ihrer Kindheit in Frieden, Glück und Freiheit. Doch als ihr geliebter Vater unerwartet stirbt und ihre Mutter sich immer mehr zurückzieht, ist ihre Kindheit vorbei. Sie wird mit Louis, dem noch sehr jungen Prinzen von Frankreich, verheiratet. Louis musste nach dem Tod seines älteren Bruders den sicheren Hort seines Klosters, wo er bis dahin erzogen wurde, verlassen, und ist von seiner neuen Rolle als Kronprinz und Thronfolger mehr als überfordert. Der jungen Schönheit, mit der er so plötzlich verheiratet wurde, begegnet er mit Achtung und Verehrung und verliebt sich Hals über Kopf. Doch dann verändert ein weiterer Tod ihrer beider Leben für immer. Sie werden zu König und Königin gekrönt, viel früher, als sie jemals damit gerechnet hatten. Alienor muss sich daran gewöhnen, nun die Herrscherin des großen, lebhaften französischen Hofes zu sein – doch sie ist erst 13 Jahre alt...

Autorin

Elizabeth Chadwick lebt mit ihrem Mann und ihren beiden Söhnen in Nottingham. Sie hat zahlreiche historische Romane geschrieben, die allesamt im Mittelalter spielen. Vieles von ihrem Wissen über diese Epoche resultiert aus ihren Recherchen als Mitglied von Regia Anglorum, einem Verein, der das Leben und Wirken der Menschen im frühen Mittelalter nachspielt und so Geschichte lebendig werden lässt.

Von Elizabeth Chadwick bei Blanvalet lieferbar:

Das Banner der Königin · Das Herz der Königin ·
Das Vermächtnis der Königin · Der letzte Auftrag des Ritters ·
Die irische Prinzessin

ELIZABETH CHADWICK

Das Lied der Königin

Roman

Aus dem Englischen
von Nina Bader

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2013
unter dem Titel »The Summer Queen« bei Sphere,
an imprint of Little, Brown Book Group,
an Hachette UK Company, London

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

6. Auflage

Deutsche Erstausgabe September 2014 bei Blanvalet Verlag,
einem Unternehmen der
Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Copyright © 2013 by Elizabeth Chadwick
Copyright © 2014 für die deutsche Ausgabe
by Blanvalet Verlag, in der Verlagsgruppe Random House, München
Umschlaggestaltung: © Johannes Wiebel | punchdesign,
unter Verwendung von Motiven von Shutterstock.com
und Richard Jenkins Photography
Redaktion: Friederike Arnold
LH · Herstellung: sam
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-38353-5

www.blanvalet.de

Palast von Poitiers, Januar 1137

Alienor erwachte bei Tagesanbruch. Von der langen Kerze, die die ganze Nacht gebrannt hatte, war nur noch ein Stummel übrig, und selbst durch die geschlossenen Fensterläden hörte sie die krähenden Hähne auf den Hühnerstangen, Mauern und Misthaufen, die die Stadt Poitiers weckten. Petronilla schlief noch, tief unter der Bettdecke vergraben, ihr dunkles Haar lag ausgebreitet auf dem Kissen. Alienor kroch aus dem Bett, wobei sie darauf achtete, ihre kleine Schwester nicht zu wecken, die immer mürrisch reagierte, wenn sie zu früh gestört wurde. Außerdem wollte sie diese Minuten für sich allein haben, bevor das Haus zum Leben erwachte. Denn heute war kein gewöhnlicher Tag.

Sie streifte das Gewand über, das zusammengefaltet auf ihrer Truhe gelegen hatte, schob die Füße in weiche Ziegenlederschuhe und öffnete ein Türchen in den Läden, um sich hinauszulehnen und den Duft des neuen Morgens einzuatmen. Eine milde, feuchte Brise trug die vertrauten Gerüche nach Rauch, modrigem Gemäuer und frisch gebackenem Brot zu ihr herauf. Geschickt flocht sie ihr Haar, während sie die ruß-, austernfarbenen und goldenen Streifen am Horizont im Osten bewunderte. Dann seufzte sie nachdenklich und zog den Kopf zurück.

Vorsichtig nahm sie ihren Umhang vom Haken und

schlich auf Zehenspitzen aus der Kammer. Im Nebenraum rieben sich die Dienstmägde die vom Schlaf verquollenen Augen und schickten sich an aufzustehen. Alienor huschte wie eine schlanke junge Füchsin an ihnen vorbei und lief leichtfüßig und geräuschlos die Stufen des mächtigen Maubergeonne-Turms hinunter, der die Wohngemächer des Herzogspalasts beherbergte.

Ein verschlafener junger Bursche verteilte Körbe mit Brot und Weinkrüge auf einem Tisch in der großen Halle. Alienor stibitzte einen noch ofenwarmen kleinen Laib und ging nach draußen. In einigen Hütten und Nebengebäuden brannten immer noch Laternen. Sie hörte, wie in den Küchen Töpfe klirrten, und ein Koch schalt einen Untergebenen aus, weil er die Milch verschüttet hatte. Vertraute Geräusche, die besagten, dass die Welt in Ordnung war, auch wenn Veränderungen anstanden.

Die Stallburschen machten die Pferde für die Reise fertig. Ginnet, ihre gescheckte Stute, und Morello, das schwarz schimmernde Pony ihrer Schwester, waren noch in ihren Boxen, aber die Packpferde hatten sie bereits aufgezümt, und die Karren standen im Hof bereit, um das Gepäck hundertfünfzig Meilen Richtung Süden nach Bordeaux zu schaffen. Sie und Petronilla würden den Frühling und Sommer im Palast von Ombrière mit Blick auf die Garonne verbringen.

Alienor hielt Ginnet ein Stück frisches Brot hin und strich ihr über den warmen grauen Hals.

»Papa muss sich doch gar nicht auf den langen Weg nach Compostela machen«, sagte sie zu dem Pferd. »Warum kann er nicht zu Hause bei uns bleiben und hier beten? Ich hasse es, wenn er fortgeht.«

»Alienor.«

Sie zuckte zusammen und drehte sich mit schamrotem Gesicht zu ihrem Vater um. Sein Gesichtsausdruck verriet ihr, dass er ihre Worte gehört hatte.

Er war groß und schlank und hatte braunes Haar, das an den Ohren und Schläfen bereits ergraute. Tiefe Falten zogen sich um seine Augenwinkel, und seine ausgeprägten Wangenknochen unterstrichen seine hohlen Wangen. »Eine Pilgerfahrt ist eine ernste Verpflichtung gegenüber Gott«, sagte er. »Und keine Vergnügungsreise, die man aus einer Laune heraus unternimmt.«

»Ja, Papa.« Obwohl sie wusste, wie unentbehrlich für ihn, ja, für sein Seelenheil diese Pilgerreise war, wollte sie nicht, dass er ging. Er hatte sich in der letzten Zeit verändert, war so reserviert geworden. Offensichtlich plagten ihn Sorgen, und sie verstand nicht, warum.

Er hob ihr Kinn an. »Du bist meine Erbin, Alienor, und musst dich so betragen, wie es sich für die Tochter des Herzogs von Aquitanien schickt, und nicht wie ein schmollendes Kind.«

Entrüstet wich sie einen Schritt zurück. Sie war dreizehn, seit einem Jahr ehemündig, und betrachtete sich als erwachsen, auch wenn sie sich nach wie vor nach der Liebe und der Gegenwart ihres Vaters sehnte, die ihr Geborgenheit gab.

»Ich sehe, du verstehst mich.« Er runzelte die Stirn. »Während meiner Abwesenheit bist du die Herrscherin über Aquitanien. Unsere Vasallen haben geschworen, dich als meine Nachfolgerin anzuerkennen, und du darfst ihr Vertrauen nicht enttäuschen.«

Alienor biss sich auf die Lippe. »Ich habe Angst, dass du nicht zurückkommst...« Ihre Stimme zitterte. »Dass ich dich nicht wiedersche.«

»Aber Kind! Natürlich komme ich zurück, wenn es Gottes Wille ist.« Liebevoll küsste er sie auf die Stirn. »Aber ich bin ja noch eine Weile hier. Wo ist Petronilla?«

»Noch im Bett, Papa. Ich habe sie schlafen lassen.«

Ein Stallbursche erschien, um sich um Ginnet und Morello zu kümmern. Alienors Vater ging mit ihr in den Hof, wo das fahle graue Morgenlicht wärmeren Farben wich. Er zupfte sacht an ihrem dicken honigblonden Schopf. »Dann geh jetzt und weck sie. Ihr würdet doch bestimmt gerne erzählen, dass ihr den Pilgerweg des heiligen Jakob ein Stück mitgelaufen seid.«

»Ja, Papa.« Sie sah ihm fest in die Augen, bevor sie mit hoch erhobenem Kopf und gemessenen Schritten davonging.

William seufzte. Seine älteste Tochter reifte rasch zu einer Frau heran. Sie war letztes Jahr gewachsen, und ihre Brüste und die Taille hatten erste weibliche Formen entwickelt. Sie war bezaubernd, und ihr bloßer Anblick verstärkte seinen Schmerz noch. Und sie war zu jung für das, was auf sie zukam. Möge Gott ihnen allen beistehen.

Petronilla war wach, als Alienor in die Kammer zurückkam, und packte eifrig ihre Lieblingsschmuckstücke in einen Stoffbeutel. Floreta, ihre Kinderfrau und Anstandsdame, hatte Petronillas glänzendes braunes Haar mit blauen Bändern durchflochten und es ihr aus dem Gesicht zurückgestrichen, sodass man von der Seite die feinen Härchen auf ihrer Wange erkennen konnte.

»Wo warst du?«, wollte Petronilla wissen.

»Nirgends, nur spazieren. Du hast noch geschlafen.«

Petronilla zog die Schnüre des Beutels zu und wedelte mit

den Quasten. »Papa sagt, er bringt uns ein gesegnetes Kreuz vom Schrein des heiligen Jakob mit.«

Wie sollte ein gesegnetes Kreuz sie dafür entschädigen, dass ihr Vater fortging, dachte Alienor, sagte es jedoch nicht laut. Petronilla war elf, aber immer noch sehr freundlich. Obwohl sie sich nahestanden, bildeten die zwei Jahre, die sie trennten, oft eine Kluft zwischen ihnen. Alienor übernahm Petronilla gegenüber ebenso oft die Rolle ihrer verstorbenen Mutter wie die der Schwester.

»Und wenn er Ostern zurückkommt, feiern wir ein großes Fest, nicht wahr?« Flehend sah Petronilla sie mit ihren großen braunen Augen an. »Nicht wahr?«

»Natürlich«, versprach Alienor und schloss Petronilla trostsuchend in die Arme.

Der Morgen war schon halb verstrichen, als die herzogliche Reisegesellschaft nach einer Messe in der Pilgerkirche Saint-Hilaire, deren Wände mit dem Adlerwappen der Herren von Aquitanien geschmückt waren, nach Bordeaux aufbrach.

Zwischen den Wolken schimmerte immer wieder der blassblaue Himmel hervor, und ab und an verfiel ein Sonnenstrahl in den Geschirren der Pferde und den Gürtelbeschlägen. Die Truppe zog sich die Straße entlang wie ein schillerndes Band, durchwoben mit dem Silber der Rüstungen und den satten Farben kostbarer karminroter, violetter und goldener Gewänder, zu denen das schlichte Gelbbraun und Grau der Kleidung der Diener und Fuhrmänner in starkem Kontrast stand. Nicht nur Herzog William, sondern alle legten am ersten Tag die zwanzig Meilen bis Saint-Sauvant, wo sie übernachteten würden, zu Fuß zurück.

Alienor hielt Petronilla an der Hand, während sie mit

der anderen ihr Gewand raffte, damit es nicht über den Boden schleifte. Hin und wieder hüpfte Petronilla fröhlich auf und ab. Als ein Jongleur begann, zur Begleitung einer kleinen Harfe zu singen, erkannte Alienor die Worte ihres Großvaters William, des neunten Herzogs von Aquitanien, der sich eines zweifelhaften Rufes erfreut hatte. Viele seiner Lieder strotzten vor sexuellen Anzüglichkeiten und waren wegen ihrer Derbheit nicht für die Frauengemächer geeignet, aber dieses klang getragen und schwermütig, sodass Alienor ein Schauer über den Rücken lief.

*Ich weiß nicht, wann ich schlafe oder wach bin,
wenn es mir nicht jemand sagt.
Mein Herz birst fast vor tiefem Kummer.
Aber ich gebe nichts darum,
beim heiligen Martial!*

Ihr Vater leistete ihr und Petronilla eine Zeit lang Gesellschaft, aber weil er weiter ausschnitt als sie, ließ er sie allmählich zusammen mit den Frauen des Haushalts hinter sich. Alienor sah ihm nach und heftete den Blick auf seine Hand, die den Pilgerstab umschloss. Der Saphirring, das Symbol seiner Herzogswürde, schien ihr zuzuzwinkern wie ein dunkelblaues Auge. Sie versuchte ihn durch bloße Willenskraft dazu zu bringen, sich noch einmal nach ihr umzudrehen, aber er konzentrierte sich auf die vor ihm liegende Straße. Es kam ihr so vor, als entferne er sich absichtlich von ihr. Bald schon würde er aus ihrem Blickfeld verschwunden sein und nur staubige Fußabdrücke hinterlassen, in die sie ihre eigenen Füße setzte.

Ihre Stimmung hellte sich nicht einmal auf, als der Sene-

schall ihres Vaters, Gottfried von Rancon, Lord von Gençay und Taillebourg, sich zu ihr und Petronilla gesellte. Er war Ende zwanzig, hatte dichtes braunes Haar, tief in den Höhlen liegende dunkelbraune Augen und ein gewinnendes Lächeln, das in ihrem Inneren immer eine wohlige Wärme auslöste. Sie kannte ihn seit ihrer Geburt, denn er war einer der obersten Vasallen und Militärkommandanten ihres Vaters. Seine Frau war vor zwei Jahren gestorben, doch bislang hatte er nicht wieder geheiratet. Da aus dieser Ehe zwei Töchter und ein Sohn hervorgegangen waren, musste er nicht zwingend für weitere Erben sorgen.

»Warum schaut Ihr so verdrossen drein?« Er blickte sie durchdringend an. »Bei dieser finsternen Miene werden sich noch die Wolken verdunkeln.«

Petronilla kicherte, und Gottfried zwinkerte ihr zu.

»Redet keinen Unsinn.« Alienor hob das Kinn und ging schneller.

Gottfried hielt mit ihr Schritt. »Sagt mir doch, was los ist.«

»Nichts«, gab sie zurück. »Alles in Ordnung. Was soll denn sein?«

Er betrachtete sie nachdenklich. »Schließlich geht Euer Vater nach Compostela und lässt Euch in Bordeaux zurück.«

Alienors Kehle schnürte sich zu. »Na und!?, entgegnete sie.

Er schüttelte den Kopf. »Ihr hattet recht, ich rede Unsinn, aber werdet Ihr mir verzeihen und mir gestatten, Euch ein Stück zu begleiten?«

Alienor zuckte die Achseln, nickte dann aber widerstrebend. Gottfried ergriff ihre und Petronillas Hand.

Alienor bemerkte kaum, dass sich nach einer Weile ihre

Stirn wieder glättete. Gottfried war kein Ersatz für ihren Vater, aber in seiner Gegenwart hob sich ihre Stimmung, und sie vermochte ihren Weg mit neu erwachtem Lebensmut fortzusetzen.

Bordeaux, Februar 1137

William, der zehnte Herzog von Aquitanien, saß in seiner Kammer hoch oben im Palast von Ombrière vor dem Feuer, betrachtete die zu siegelnden Dokumente und rieb sich die Seite.

»Sire, seid Ihr immer noch zu dieser Reise entschlossen?«

Er blickte zu dem Erzbischof von Bordeaux hinüber, der sich vor dem Feuer aufwärmte. Seine große, korpulente Gestalt wirkte durch die pelzgefütterten Gewänder noch ausladender. Obwohl ihre Meinungen oft auseinandergingen, waren er und Geoffroi du Louroux langjährige Freunde, und William hatte ihn zum Lehrer seiner beiden Töchter ernannt.

»Ja«, erwiderte er. »Ich möchte meinen Frieden mit Gott machen, solange ich noch die Zeit dazu habe, und Compostela liegt nicht zu weit entfernt.«

Geoffroi maß ihn mit einem besorgten Blick. »Es wird schlimmer, nicht wahr?«

William stieß einen erschöpften Seufzer aus. »Ich rede mir ein, dass am Schrein des heiligen Jakob viele Wunder geschehen und ich um eines beten werde, aber in Wahrheit mache ich diese Pilgerreise um meines Seelenheils willen, und nicht weil ich auf Heilung hoffe.« Er fuhr sich über die Augen. »Alienor ist böse auf mich, weil sie meint, ich könnte meine Seele genauso gut in Bordeaux retten, aber sie begreift

nicht, dass ich dann nicht von meinen Sünden reingewaschen werde. Hier würde ich mit Nachsicht behandelt werden, weil ich der Herrscher bin. Auf der Straße, zu Fuß, mit Ranzen und Stab, bin ich nichts weiter als ein Pilger. Wenn wir vor Gottes Angesicht treten, sind wir alle nackt, unabhängig von dem Rang, den wir in dieser Welt bekleiden, und deswegen ist das der richtige Weg.«

»Aber was geschieht während Eurer Abwesenheit mit Euren Ländereien, Sire?«, fragte Geoffroi beunruhigt. »Wer wird an Eurer Stelle herrschen? Alienor ist nun im heiratsfähigen Alter, und obwohl Ihr die Männer zu dem Schwur verpflichtet habt, sie als Herrscherin zu unterstützen, wird jeder Baron im Land alles daransetzen, sie entweder selbst zur Frau zu nehmen oder sie mit seinem Sohn zu vermählen. Wie Ihr sicher bemerkt habt, umschwärmen sie sie bereits. Zum Beispiel von Rancon. Er hat seine Frau aufrichtig betrauert, wie ich zugeben muss, aber ich vermute, ihn haben politische Interessen bislang davon abgehalten, sich erneut zu verheiraten.«

»Ich bin nicht blind.« William zuckte zusammen, als ihn ein stechender Schmerz durchfuhr. Aus einem Krug goss er sich einen Becher Quellwasser ein. Er wagte in der letzten Zeit nicht mehr, Wein zu trinken. Obgleich ein starker Esser, konnte er nur noch trockenes Brot und leichte Kost zu sich nehmen. »Dies ist mein Letzter Wille.« Er schob du Louroux die Pergamentbögen hin. »Mir ist durchaus klar, welche Gefahr den Mädchen droht, wie leicht die Situation eskalieren und es zu einem Krieg kommen kann, und ich habe mein Bestes getan, dem entgegenzuwirken.«

Du Louroux überflog das Geschriebene und hob wie erwartet die Brauen.

»Ihr überantwortet Eure Töchter den Franzosen. Ist das nicht genauso gefährlich? Statt die wilden Hunde den Schafspferch umkreisen zu lassen, gewährt Ihr den Löwen Zutritt.«

»Alienor ist gleichfalls eine Löwin«, erwiderte William. »Es liegt ihr im Blut, sich Herausforderungen zu stellen. Dazu ist sie erzogen worden, und sie verfügt über die notwendigen Fähigkeiten, wie Ihr wisst.« Er winkte ab. »Der Plan hat seine Mängel, aber er ist sicherer als andere, die auf den ersten Blick vielversprechend erscheinen. Ihr habt durch die Kirche Kontakt mit den Franzosen – und Ihr seid ein weiser, redegewandter Mann. Ihr habt meine Töchter gut unterrichtet; sie vertrauen und mögen Euch. Falls ich sterbe, lege ich die Verantwortung für ihre Sicherheit und ihr Wohlergehen in Eure Hände. Ich bin sicher, Ihr werdet das tun, was das Beste für sie ist.«

William wartete, während Geoffroi das Testament ein zweites Mal stirnrunzelnd las. »Es gibt keine bessere Lösung. Ich habe mir den Kopf zermartert, bis er fast geplatzt ist. Ich vertraue meine Töchter und somit Aquitanien Louis von Frankreich an, weil mir nichts anderes übrigbleibt. Wenn ich Alienor mit von Rancon vermählen würde, was zweifellos eine ehrenhafte Verbindung wäre, würde ich einen blutigen Bürgerkrieg riskieren. Dass die Männer meinem Seneschall gehorchen, der auf meinen Befehl hin handelt, ist eine Sache, ihm als herzoglichem Gemahl absolute Macht über sie zu verleihen, aber eine ganz andere.«

»In der Tat, Sire«, räumte Geoffroi ein.

William verzog den Mund. »Geoffrey von Anjou muss ebenfalls in Betracht gezogen werden. Er würde liebend gerne sein Haus mit dem meinen vereinen und seinen kleinen Sohn mit Alienor verloben. Als er letztes Jahr, auf dem

Feldzug in der Normandie, mit mir darüber gesprochen hat, habe ich ihn vertröstet und ihm gesagt, ich würde darüber nachdenken, wenn der Junge älter sei. Sollte ich sterben, könnte er die Gunst der Stunde nutzen, und das wäre gleichfalls eine Katastrophe. Wir müssen in diesem Leben um des Gemeinwohls willen Opfer bringen, Alienor versteht das.« Er versuchte es mit einem Scherz: »Manchmal müssen Trauben zertreten werden, und wir in Bordeaux haben schon immer guten Wein gemacht.« Aber keiner der beiden Männer lächelte. Die Schmerzen verursachten William Übelkeit. Der lange Marsch von Poitiers hatte an seinen Kräften gezehrt. Bei Gott, er war zutiefst erschöpft, und es gab noch so viel zu tun.

Geoffroi blickte William immer noch sorgenvoll an. »Es mag Eure Untertanen davon abhalten, sich gegenseitig zu bekriegen, aber ich fürchte, sie werden sich stattdessen gegen die Franzosen wenden.«

»Nicht wenn ihre Herzogin zugleich Königin ist. In bestimmten Gebieten wird es wie üblich Unruhen geben, es kommt immer zu kleineren Auseinandersetzungen, aber ich glaube nicht, dass wir eine offene Rebellion zu erwarten haben. Ich vertraue auf Euer diplomatisches Geschick, das Schiff auf Kurs zu halten.«

Geoffroi zupfte an seinem Bart. »Soll noch jemand dieses Dokument zu Gesicht bekommen?«

»Nein. Ich werde einen vertrauenswürdigen Boten mit einer Kopie zu König Louis schicken, aber vorerst braucht niemand etwas davon zu wissen. Wenn es zum Äußersten kommt, müsst Ihr die Franzosen unverzüglich informieren und die Mädchen beschützen. Von jetzt an vertraue ich darauf, dass Ihr diese Papiere sicher aufbewahrt.«

»Wie Ihr wünscht, Sire.« Er warf William einen beunruhigten Blick zu. »Soll ich Eurem Arzt Bescheid sagen, dass er Euch einen Schlaftrunk bringt?«

»Nein.« Williams Miene versteinerte sich. »Ich werde nur allzu bald genug Zeit zum Schlafen haben.«

Schweren Herzens verließ Geoffroi die Kammer. William war dem Tode nah, viel Zeit blieb ihm womöglich nicht mehr. Er mochte die Wahrheit erfolgreich vor anderen verbergen, aber Geoffroi kannte ihn zu gut, um sich täuschen zu lassen. Es gab noch so viel zu erledigen, und es bekümmerte ihn, dass diese Angelegenheiten nun einer halbfertigen Stickerei gleichen würden. Das, was neu eingearbeitet werden würde, passte nicht zum Rest und führte vielleicht sogar dazu, dass die erste Hälfte wieder aufgetrennt werden musste.

Geoffrois Gedanken wandten sich voller Mitgefühl Alienor und Petronilla zu. Vor sieben Jahren waren ihre Mutter und ihr kleiner Bruder an einem Sumpffieber gestorben. Jetzt würden sie auch noch ihren geliebten Vater verlieren. Sie waren so verletzlich. William hatte in seinem Letzten Willen für ihre – vielleicht sogar glorreiche – Zukunft gesorgt, aber Geoffroi wünschte, die Mädchen wären älter und verfügten über mehr Lebenserfahrung. Er wollte nicht, dass ihr lebhaftes, heiteres Wesen verdorben und vom Schmutz dieser Welt besudelt wurde, wusste aber, dass er dies nicht verhindern konnte.

Alienor streifte ihren Umhang ab und legte ihn über den Stuhl ihres Vaters. Sein Geruch hing immer noch in der Kammer. Er hatte alle seine Besitztümer zurückgelassen und war in einem Büßergewand und in Sandalen von der Kathedrale aufgebrochen. In seinem Ranzen hatte er ein Stück Schwarz-

brot. Nachdem Alienor und Petronilla ihn und seine Prozession ein paar Meilen begleitet hatten, kehrten sie mit dem Erzbischof nach Bordeaux zurück. Petronilla hatte unaufhörlich geschwätzt und die Leere mit ihrer munteren Stimme und ihren eifrigen Gesten ausgefüllt, Alienor jedoch hatte sich in Schweigen gehüllt und sich zurückgezogen, sowie sie zu Hause angelangt waren.

Sie ging in der Kammer auf und ab, berührte dieses und jenes. Das in die Rückenlehne seines Stuhls geschnittene Adlermotiv, das Elfenbeinkästchen mit den Pergamentstreifen, das kleine Gefäß aus Horn und Silber, in dem er seine Federkiele und Schreibgeräte aufbewahrte. Neben seinem weichen blauen Umhang mit dem Futter aus Eichhörnchenfell blieb sie stehen. Sie entdeckte ein Haar auf der Schulter, presste das Kleidungsstück an ihr Gesicht und kostete das Gefühl aus. Beim Abschied, als sie seine kratzige Wange gespürt hatte, war sie zu wütend gewesen, um seine Umarmung genießen zu können. Sie war auf Ginnet davongeritten, ohne sich noch einmal umzublicken. Petronilla dagegen hatte ihn fest umarmt und sich unter lebhaften Abschiedsbezeugungen von ihm getrennt.

Alienors Augen begannen zu brennen, und ihre Tränen tropften auf den Umhang. Schon zu Ostern würde er ja wieder zu Hause sein. Er war schon oft fort gewesen – erst letztes Jahr auf einem Feldzug in der Normandie mit Geoffrey, Graf von Anjou, und dort hatte er in viel größerer Gefahr geschwebt, als wenn er sich auf eine Pilgerreise begab.

Sie setzte sich auf den Stuhl und nahm die Position der Herrin von Aquitanien ein, die Recht spricht und weise Urteile verkündet. Von frühester Kindheit an war sie dazu erzogen worden zu denken und zu herrschen. Der Spinn-

und Webunterricht, die Aneignung der weiblichen Betätigungen, hatten nur als Hintergrund für das Erlernen der ernstesten Dinge und der Entwicklung eigener Ideen gedient. Auch wenn ihr Vater es liebte, sie in schönen Kleidern und mit Juwelen geschmückt zu sehen, hatte er sie immer wie einen Ersatzsohn behandelt. Sie war mit ihm durch das weitläufige Gebiet von Aquitanien gereist, von den Ausläufern der Pyrenäen bis zu den flachen Küstenlandschaften im Westen mit den gewinnbringenden Salzpflanzen zwischen Bordeaux und dem geschäftigen Hafen von Niort; von den Weinbergen von Cognac und den Wäldern von Poitou bis zu den Hügeln, den üppigen Flusstälern Limousins, wo man ausgedehnte Ausritte unternehmen konnte. Sie war an seiner Seite gewesen, als er die Lehnseide seiner Vasallen entgegengenommen hatte, unter ihnen viele streitsüchtige, nur auf ihren Vorteil bedachte Männer, die aber die Oberherrschaft ihres Vaters anerkannten. Sie hatte ihre Lektionen gelernt und sich eingepägt, wie er mit ihnen umging. Die Sprache der Macht drückte sich nicht nur in Worten aus. Es ging um Präsenz und sorgfältiges Abwägen, um wohlbedachte Gesten und die Wahl des richtigen Zeitpunkts. Er hatte ihr ihren Weg gewiesen und sie gelehrt, sich ihrer eigenen Stärke bewusst zu sein, aber heute kam sie sich so vor, als hätte sie ein Schattenreich betreten.

Die Tür ging auf, und der Erzbischof trat ein. Er hatte seine kostbare Mitra mit einer schlichten Filzkappe und sein prächtiges Gewand mit einer braunen Kutte vertauscht. Er hatte einen Kasten aus Elfenbein bei sich.

»Ich dachte mir schon, dass ich dich hier finde, Tochter«, sagte er.

Alienor war verstimmt, ließ sich aber nichts anmerken. Sie

konnte den Erzbischof von Bordeaux schwerlich bitten, wieder zu gehen. Außerdem fühlte sie sich verloren und wollte sich an ihn klammern, wie sie es so gerne bei ihrem Vater getan hätte.

Er stellte den Kasten auf einen Tisch neben ihrem Stuhl und hob den Deckel. »Dein Vater hat mich gebeten, dir das zu geben. Vielleicht erinnerst du dich daran.« Er wickelte eine birnenförmige Vase aus Bergkristall mit einem kunstvollen Wabenmuster aus einem weißen Tuch. »Er sagte, sie sei wie du – kostbar und einzigartig. Wenn Licht hineinfällt, erstrahlt alles ringsum.«

Alienor schluckte. »Ich erinnere mich daran. Aber ich habe sie nicht mehr gesehen, seit ich ein kleines Kind war.«

Beide erwähnten nicht, dass ihr Vater diese wunderschöne Vase ihrer Mutter zur Hochzeit geschenkt hatte und dass sie nach ihrem Tod in die Schatzkammer der Kathedrale von Bordeaux gebracht und selten wieder herausgeholt worden war.

Sie umschloss die Vase mit beiden Händen und stellte sie behutsam auf den Tisch. Das Licht vom Fenster fiel durch das Kristall und warf regenbogenfarbene Rauten auf das weiße Tuch. Angesichts des unerwarteten Anblicks rang Alienor nach Luft. Tränen stiegen ihr in die Augen, und sie unterdrückte ein Schluchzen.

»Schtt, Tochter, beruhige dich.« Geoffroi kam um den Tisch herum und umarmte sie. »Alles wird sich finden, das verspreche ich dir. Ich bin hier, ich werde mich um dich kümmern.«

Es waren dieselben Worte, mit denen sie immer Petronilla tröstete. Sie glichen einem Verband: Er mochte die Verletzung nicht heilen, machte sie aber erträglicher. Sie legte den

Kopf an seine Brust und gestattete sich, ihren Tränen freien Lauf zu lassen. Dann löste sie sich von ihm. Die Sonnenstrahlen fielen noch immer auf die Vase, und sie hielt ihre Hand in das Licht und sah, wie die Farben auf ihrem Handgelenk tanzten: zinnoberrot, tiefblau und dunkelviolet.

»Ohne das Licht bleibt die Schönheit im Verborgenen«, sagte Geoffroi. »Dennoch ist sie immer da. Wie Gottes Liebe oder die Liebe deiner Eltern. Vergiss das nicht, Alienor. Du wirst geliebt.«

In der dritten Woche nach Ostersonntag herrschte warmes Wetter, und als die Sonne an jenem schönen Frühlingmorgen am Himmel höher stieg, gingen Alienor und Petronilla in Begleitung der Kammerfrauen mit ihren Näharbeiten in die Palastgärten. Im Hintergrund spielten Musikanten leise auf Harfen und Lautengitarren und sangen vom Frühjahr, von Erneuerung und unerwiderter Sehnsucht. Das Wasser in den marmornen Springbrunnen plätscherte träge; ein einschläferndes Geräusch erfüllte die goldene Wärme.

Die Frauen, ermutigt, weil Floreta anderweitig beschäftigt war, schwatzten mit den Spatzen in den Maulbeerbäumen um die Wette. Ihr törichtes Geplapper ärgerte Alienor. Sie wollte nicht darüber klatschen, wer wem schöne Augen machte, und ob das Kind, das die Frau des Unterhaushofmeisters erwartete, von ihrem Mann oder einem jungen Ritter des Palasts stammte. Als Alienor ein Kind gewesen war, hatte im Haushalt ihrer Großmutter mütterlicherseits in Poitiers die Gerüchteküche gebrodelt, und sie hasste es, mit anhören zu müssen, wie diese trivialen, vernichtenden Gerüchte wie Falschgeld weitergegeben wurden. Wenn der Klatsch erst einmal die Runde machte, ließ er sich nicht mehr eindäm-

men, und ein guter Ruf konnte innerhalb weniger Momente ruiniert werden.

Ihr Großvater hingegen hatte sich über die Meinungen anderer hinweggesetzt und ganz offen mit seiner Mätresse, Dangereuse de Châtellerault, zusammengelebt. Oft war er moralischer Verwerflichkeit beschuldigt worden.

»Genug jetzt«, fauchte sie, ihre Autorität geltend machend. »Ich würde gerne in Ruhe der Musik zuhören.«

Die Frauen wechselten Blicke, verstummten aber. Alienor nahm sich ein Stück kandierte Birne von einer Platte und biss in das gezuckerte Fruchtfleisch. Diese Süßigkeit aß sie am liebsten, und sie verschlang sie heißhungrig. Ihre intensive Süße spendete ihr Trost, und zu wissen, dass sie sich jederzeit servieren lassen konnte, verlieh ihr das Gefühl, alles unter Kontrolle zu haben. Aber in dieses Gefühl mischte sich Unzufriedenheit, denn was brachte es schon, den Frauen das Schwatzen zu verbieten und sich Süßigkeiten zu bestellen? In einer solch hohlen Macht lag wenig Befriedigung.

Während eine Frau Petronilla zeigte, wie sie zarte Gänseblümchen stickte, legte Alienor ihre Näherei beiseite und schlenderte durch den Garten. Ein dumpfer Schmerz pochte hinter ihren Schläfen, der durch den Stirnreif noch verstärkt wurde. Ihre monatliche Blutung stand bevor, und ihr Magen schmerzte. Sie hatte nicht gut geschlafen, war von Albträumen gequält worden, an die sie sich nicht erinnern konnte. Aber sie hatte die ganze Zeit das Gefühl gehabt, eingeschlossen zu sein.

Neben einem jungen Kirschbaum blieb sie stehen und strich leicht über die noch grünen Früchte. Wenn ihr Vater zurückkam, würden sie dunkelrot, fast schwarz sein. Prall und süß und reif.

»Tochter.«

Nur zwei Menschen nannten sie so. Sie drehte sich zu Erzbischof Geoffroi um und wusste schon, bevor er das Wort ergriff, was er sagen würde. Er machte ein betrübtetes Gesicht.

»Ich habe schlechte Neuigkeiten«, begann er.

»Es geht um meinen Vater, nicht wahr?«

»Kind, du solltest dich setzen.«

Sie sah ihm fest in die Augen. »Er kommt nicht zurück, oder?«

Er wirkte verblüfft, fasste sich aber schnell. »Es tut mir leid, dir sagen zu müssen, dass er Karfreitag ganz in der Nähe von Compostela gestorben ist und dort zu den Füßen des heiligen Jakob begraben wurde.« Seine Stimme klang rau. »Er ist jetzt bei Gott und von seinen Schmerzen erlöst. Ihm ging es seit einiger Zeit nicht gut.«

Die Trauer schlug wie eine mächtige Welle über ihr zusammen. Sie hatte von Anfang an gewusst, dass etwas nicht stimmte, aber niemand hatte es für nötig befunden, ihr etwas zu sagen, am wenigsten ihr Vater.

Geoffroi gab ihr den Saphirring, den er in der Hand hielt. »Er hat dir dies geschickt, damit du Bescheid weißt, und er möchte, dass du dir alle Mühe gibst, so wie du es immer getan hast, und auf den Rat deiner Beschützer hörst.«

Sie betrachtete den Ring und erinnerte sich daran, wie er am Tag der Abreise am Finger ihres Vaters gefunktelt hatte. Ihr war, als würde man ihr den Boden unter den Füßen wegziehen. Sie blickte zu ihrer Schwester hinüber, die über irgendetwas lachte. In wenigen Momenten würde das Lachen verstummen und Kummer und Tränen weichen, wenn Petronillas Welt ebenfalls aus den Fugen geriet, und das war noch schwerer zu ertragen als ihr eigener Schmerz.

»Was wird jetzt aus uns?« Sie versuchte, sachlich und erwachsen zu klingen, obwohl sie das Zittern in ihrer Stimme nicht unterdrücken konnte.

Geoffroi schloss ihre Hand um den Ring. »Keine Angst, für dich ist gesorgt. Dein Vater hat in seinem Testament dementsprechende Vorkehrungen getroffen.« Er machte Anstalten, sie zu umarmen, doch sie wich zurück und hob das Kinn.

»Ich bin kein Kind mehr.«

Geoffroi ließ die Hände sinken. »Aber du bist noch sehr jung«, gab er zurück. »Deine Schwester ...« Er schaute zu den Frauen hinüber.

»Ich werde es Petronilla sagen«, verkündete sie. »Und sonst niemand.«

Er machte eine zustimmende Geste, obwohl noch immer ein besorgter Ausdruck auf seinem Gesicht lag. »Wie du willst, Tochter.«

Alienor ging mit Geoffroi zu den Frauen zurück. Nachdem diese vor dem Erzbischof geknickt hatten, entließ Alienor sie und setzte sich neben ihre Schwester.

»Schau, was ich gestickt habe!« Petronilla hielt das Taschentuch in die Höhe, an dem sie gearbeitet hatte. Eine Ecke war mit weißen Gänseblümchen mit goldenen Fäden in der Mitte verziert. Petronillas braune Augen leuchteten vor Freude. »Das schenke ich Papa, wenn er nach Hause kommt!«

Alienor biss sich auf die Lippe. »Petra.« Sie legte einen Arm um ihre Schwester. »Hör zu. Ich muss dir etwas sagen.«

Burg Béthizy, Frankreich, Mai 1137

Louis, den man aus der Kirche fortgeholt hatte, betrat das Krankenzimmer seines Vaters in der obersten Kammer der Burg. Die weit geöffneten Fensterläden ließen eine leichte Brise herein und gaben den Blick auf einen blauen Frühlingshimmel frei. Auf mehreren Tischen standen Schalen mit Weihrauch, was allerdings kaum dazu beitrug, den Gestank abzumildern, der Louis' verrottendem, aufgeblähtem Körper entströmte. Louis unterdrückte einen Würgereiz, als er neben dem Bett niederkniete und sich verneigte. Er erschauerte, als sein Vater ihn segnete und dabei seinen Scheitel berührte.

»Steh auf.« Die Stimme von Louis dem Älteren klang belegt. »Lass dich anschauen.«

Louis hatte Mühe, sich seine Furcht nicht anmerken zu lassen. Der Körper seines Vaters mochte aufgedunsen und dem Verfall anheimgegeben sein, aber die eisblauen Augen zeugten immer noch von dem Geist und der Willenskraft des erfahrenen Jägers, Soldaten und Königs, die in der sterbenden Hülle gefangen waren. In Gegenwart seines Vaters fühlte sich Louis stets in die Defensive gedrängt. Als zweiter Sohn sollte er eine Kirchenlaufbahn einschlagen, aber als sein älterer Bruder bei einem Reitunfall umgekommen war, hatte Louis sein Studium in Saint-Denis aufgeben müssen und war

zum Erben des Königreichs ernannt worden. Es war Gottes Entscheidung, und Louis wusste, dass er sich Gottes Willen fügen musste, aber es war nicht seine Wahl gewesen – und ganz sicher nicht die seiner Eltern.

Seine Mutter stand mit gefalteten Händen auf der rechten Seite des Betts und schürzte wie so oft die Lippen, was besagte, dass sie alles und er nichts wusste. Zu ihrer Linken standen einige der engsten Vertrauten und Berater seines Vaters, darunter die Brüder seiner Mutter, William und Amadée. Und Theobald, der Graf von Blois. Louis' Unbehagen wuchs.

Sein Vater schnaubte wie ein Pferdehändler, der mit dem ihm angebotenen Tier nicht zufrieden war, aber wusste, dass er damit vorliebnehmen musste.

»Ich habe eine Aufgabe für dich, die einen Mann aus dir machen wird«, sagte er.

»Sire?« Louis' Kehle war wie zugeschnürt, und seine Stimme klang ein wenig schrill, was seine innere Anspannung verriet.

»Es geht um ein Ehegelöbnis. Suger wird dir alles erklären; er hat genug Luft in den Lungen und hört sich überdies gerne reden.« Sein Vater winkte, woraufhin der kleine scharfäugige Abt von Saint-Denis vortrat. Er hielt eine Schriftrolle in den Händen und trug ob der höhnischen Bemerkung eine tadelnde Miene zur Schau.

Louis zwinkerte. *Ehegelöbnis?*

»Sire, wir haben wichtige Neuigkeiten für Euch.« Sugers Stimme klang einschmeichelnd, und er sah Louis freimütig an. Er war nicht nur einer der engsten Vertrauten seines Vaters, sondern auch Louis' Lehrer und Mentor. Louis liebte ihn, wie er seinen Vater nicht zu lieben vermochte, weil Suger ihm half, die Welt zu begreifen, und Verständnis für

seine Bedürfnisse hatte. »William von Aquitanien ist während einer Pilgerreise nach Compostela gestorben, möge Gott seiner Seele gnädig sein.« Suger bekreuzigte sich. »Bevor er aufbrach, schickte er sein Testament nach Frankreich. Darin bittet er Euren Vater, sich im Falle seines Todes um seine Töchter zu kümmern. Die ältere ist dreizehn und heiratsfähig, die jüngere elf.«

Louis' Vater stemmte sich mühevoll hoch und versuchte, an die Kissen und Polster gelehnt, eine sitzende Position einzunehmen. »Wir müssen die Gelegenheit nutzen«, knurrte er. »Aquitanien und Poitou werden unser Land und unser Ansehen um ein Hundertfaches vergrößern. Wir können nicht zulassen, dass beides in fremde Hände fällt. Geoffrey von Anjou zum Beispiel wird mit Freuden versuchen, sich das Herzogtum durch eine Heirat seines Sohnes mit dem ältesten Mädchen an sich zu reißen, und das müssen wir verhindern.« Das Sprechen strengte ihn so an, dass er violett anlief, nach Atem rang und Suger bedeutete fortzufahren.

Suger räusperte sich. »Euer Vater wünscht, dass Ihr eine Armee nach Bordeaux führt, um das Gebiet zu sichern, und das älteste Mädchen heiratet. Sie hält sich im Moment unter strengem Schutz im Palast von Ombrière auf, und der Erzbischof wartet auf Eure Ankunft.«

Louis schwankte, als hätte er einen Schlag in die Magenruhr erhalten. Natürlich wusste er, dass er eines Tages heiraten und Kinder zeugen musste, hatte dies aber immer als unliebsame Pflicht in einer fernen Zukunft betrachtet. Nun teilte man ihm mit, dass er ein Mädchen ehelichen musste, das er noch nie zuvor gesehen hatte und das aus einem Land kam, dessen Bewohner als vergnügungssüchtig galten und eine lockere Moral hatten.

»Ich werde dafür sorgen, dass das Mädchen unseren Sitten und Gebräuchen gemäß erzogen wird«, warf seine Mutter ein, die sich in dieser Angelegenheit ihre eigene Machtstellung sichern wollte. »Sie sind viele Jahre lang ohne Mutter aufgewachsen und werden davon profitieren.«

Raoul von Vermandois, der Burgvogt seines Vaters, trat vor. »Sire, ich werde unverzüglich Vorkehrungen zur Abreise treffen.« Er fungierte auch als Berater und war zudem Louis' Vetter ersten Grades. Eine Lederklappe verdeckte seine leere Augenhöhle – er hatte vor achtzehn Jahren bei einer Belagerung ein Auge verloren. Auf dem Schlachtfeld war er ein zuverlässiger Kämpfer und zudem ein eleganter und charismatischer Höfling, der von den Damen sehr geschätzt wurde. Die Augenklappe erhöhte den Reiz noch für sie.

»Beeilt Euch, Raoul«, sagte der König. »Zeit ist von entscheidender Bedeutung.« Er hob warnend den Zeigefinger. »Die Eskorte muss groß und prunkvoll ausgestattet sein; die Poiteviner legen Wert auf solche Dinge, und wir müssen sie um jeden Preis bei Laune halten. Befestigt Banner an Euren Speeren und bindet Bänder um Eure Helme. Seht zu, dass Ihr mit Geschenken auftrumpft, nicht mit Schwerterklingen.«

»Überlasst alles mir, Sire.« Von Vermandois verneigte sich und verließ die Kammer. Sein prachtvoller Umhang blähte sich wie ein Segel.

Louis kniete nieder, um erneut den Segen seines Vaters zu empfangen, und irgendwie gelang es ihm gerade noch, die faulig stinkende Kammer zu verlassen, bevor er sich krümmte und sich heftig übergab. Er wollte nicht heiraten. Er wusste nichts von Mädchen, außer dass ihre weiche Figur, ihr Gekicher und ihre zwitschernden Stimmen ihn abstießen. Seine Mutter war anders, sie war hart wie Eisen, aber sie hatte ihm

nie gezeigt, dass sie ihn liebte. Die einzige Zuneigung, die er in dieser Welt kannte, hatte ihm Gott geschenkt, doch Gott schien jetzt zu wünschen, dass er sich vermählte. Vielleicht war dies eine Strafe für seine Sünden, und deshalb sollte er sie frohen Herzens annehmen und den Herrn preisen.

Als Diener herbeieilten, um die Bescherung zu beseitigen, kam Suger aus der Kammer.

»Ach, Louis, Louis.« Der Abt legte dem jungen Mann tröstend einen Arm um die Schulter. »Ich weiß, dass das ein Schock für dich ist, aber es ist Gottes Wille, und du musst dich ihm fügen. Er bietet dir wundervolle Möglichkeiten und ein Mädchen, das fast in deinem Alter ist und deine Frau und Gefährtin sein wird. Das ist wirklich ein Grund zur Freude.«

Sugers beruhigende Worte bewirkten, dass Louis die Fassung zurückgewann. Wenn dies wirklich Gottes Wille war, musste er gehorchen und sich mit seinem Los abfinden. »Ich kenne noch nicht einmal ihren Namen«, sagte er.

»Ich glaube, er lautet Alienor, Sire.«

Louis formte die Silben stumm mit den Lippen. Ihr Name glich einer exotischen Frucht, die er nie zuvor gekostet hatte. Sein Magen rebellierte immer noch.

Bordeaux, Juni 1137

Alienor spürte, wie Ginnet am Zügel zerrte, während sie neben Erzbischof Geoffroi herritt. Genau wie ihre Stute brannte auch sie darauf, mit dem Wind um die Wette zu jagen. Schon seit einigen Tagen war sie nicht mehr im Freien gewesen, und dann auch nur unter strenger Bewachung, weil sie auf dem Heiratsmarkt einen so hohen Preis erzielte. An diesem Morgen hatte der Erzbischof die Verantwortung für ihre Sicherheit übernommen. Seine Ritter blieben wachsam, hielten aber Abstand, sodass sie sich ungestört unterhalten konnten.

In den zwei Monaten seit dem Tod ihres Vaters war der warme Frühling in einen heißen Sommer übergegangen, und die Kirschen an den Bäumen in den Palastgärten schimmerten dunkel. Ihr Vater ruhte in seinem Grab in Compostela, und sie selbst befand sich in einer Art Schwebezustand: eine Erbin, die zwar dank ihres Ranges über die Macht verfügte, über das Schicksal anderer zu bestimmen, aber außerhalb der Frauengemächer keinerlei Autorität ausübte. Welchen Einfluss hatte denn schon ein dreizehnjähriges Mädchen auf die Männer, die *ihr* Schicksal in den Händen hielten?

Sie erreichten offenes Gelände, und Alienor stieß Ginnet die Fersen in die Flanken und ließ die Zügel locker. Geoffroi tat es ihr nach. Staub wirbelte unter den auf die ausgedörrte

Erde trommelnden Hufen auf. Alienor spürte den warmen Wind im Gesicht und sog den durchdringenden Duft des wilden Thymians ein. Grelles Sonnenlicht blendete sie. Mit Begeisterung gab sie sich dem Rennen hin, und dieses eine Mal verflogen ihre Sorgen und Ängste. Sie fühlte sich frei und lebendig, das Blut rauschte durch ihre Adern. Alle Anspannung, alles, was sie beengt hatte, fiel von ihr ab, und es überwältigten sie Gefühle, die so heiß und kraftvoll waren wie die Sonne.

Als sie bei einer verwitterten römischen Statue zum Stehen kamen, beugte Alienor sich vor und tätschelte Ginnets verschwitzten Hals. Ihr Vater hatte ihr von den Römern erzählt. Vor tausend Jahren hatten sie Aquitanien erobert und sich dort angesiedelt. Sie hatten Latein gesprochen, die Sprache, derer sich jetzt die Gelehrten bedienen. Auch sie hatte sie zusammen mit dem Französisch gelernt, das in Poitou und dem Norden gesprochen wurde und sich von der *lingua romana* von Bordeaux unterschied.

Die Statue hatte den rechten Arm erhoben, als wolle sie eine Rede halten, ihr leerer Blick war auf den Horizont gerichtet. Goldene Flechten schmückten ihren Brustpanzer und die Fransen ihres Gürtels.

»Niemand weiß, wer er ist«, sagte Geoffroi. »Es gibt keine Inschrift. Viele, die in diesem Land Spuren hinterlassen haben, wurden wieder ausgelöscht. Die Menschen hier mögen es nicht, unterjocht zu werden.«

Alienor straffte sich im Sattel. Die Erkenntnis, dass sie die Herzogin von Aquitanien war, regte sich in ihr wie ein erwachender Drache, der sich streckte. »Ich habe keine Angst vor ihnen«, gab sie zurück.

Das gleißende Sonnenlicht ließ die Furche zwischen den

Brauen des Erzbischofs noch tiefer erscheinen. »Du solltest trotzdem vorsichtig sein. Das ist besser, als überrumpelt zu werden.« Er zögerte, dann fuhr er fort: »Tochter, ich habe Neuigkeiten für dich, und ich möchte, dass du mir gut zuhörst.«

Alienor war plötzlich auf der Hut. Sie hätte wissen müssen, dass hinter diesem Ausritt mehr steckte als nur die Freude an der frischen Luft und Bewegung. »Was für Neuigkeiten?«

»Weil er dich liebte und sich Sorgen um dich und sein Land machte, hat dein Vater testamentarisch deine Zukunft festgelegt.«

»Was meint Ihr mit ›meiner Zukunft‹? Warum habt Ihr bislang nichts davon gesagt?« Furcht und Zorn stiegen in ihr auf. »Warum hat mein Vater nicht mit mir gesprochen?«

»Weil alles erst wachsen muss, bevor es Früchte trägt«, erwiderte Geoffroi ernst. »Wäre dein Vater aus Compostela zurückgekehrt, hätte er es dir selbst gesagt. Es wäre unklug gewesen, es zu erwähnen, bevor alles geklärt ist, aber nun ist der richtige Zeitpunkt gekommen.« Er beugte sich zu ihr und legte seine Hand auf ihre. »Dein Vater wollte eine Heirat für dich arrangieren, die dir und Aquitanien zur Ehre gereicht und dir zu einer bedeutungsvollen Stellung verhilft. Er wollte dich in Sicherheit wissen und den Frieden im Land bewahren. Bevor er aufbrach, bat er den König von Frankreich, für dein Wohlergehen zu sorgen und dich mit seinem ältesten Sohn Louis zu verheiraten. Eines Tages wirst du Königin von Frankreich und, wenn Gott sich gnädig zeigt, Mutter von Königen sein, deren Reich sich von Paris bis zu den Pyrenäen erstreckt.«

Die Worte trafen Alienor wie Hiebe einer Streitaxt. Entsetzt starrte sie ihren Lehrer an.

»Das ist eine große Chance für dich.« Geoffroi musterte sie. »Du wirst dem Potenzial gerecht werden, das dein Vater in dir gesehen hat, und dafür mit einer Krone belohnt. Durch ein Bündnis zwischen Frankreich und Aquitanien verstärken beide Länder ihre Macht.«

»Mein Vater hätte so etwas nie in die Wege geleitet, ohne mit mir zu sprechen.« In Alienors Benommenheit mischte sich das furchtbare Gefühl, verraten worden zu sein.

»Er wusste, dass er sterben würde, Kind«, entgegnete Geoffroi bekümmert. »Er musste für dich die bestmögliche Vorsorge treffen, und seine Verfügung musste so lange geheim gehalten werden, bis die Zeit reif war.«

Sie blickte ihn an. »Ich will nicht mit einem französischen Prinzen verheiratet werden. Ich will einen Mann aus Aquitanien heiraten.«

Als er ihre Hand drückte, spürte sie seinen Bischofsring. »Du musst mir und deinem Vater vertrauen. Wir haben das getan, was für alle am besten ist. Wenn du einen Mann aus deinem Land heiratest, würde das zu Rivalitäten und einem Krieg führen und Aquitanien spalten. Louis wird innerhalb der nächsten Wochen hier eintreffen, und du wirst in der Kathedrale mit ihm getraut. In einer würdevollen Zeremonie, wie dein Vater es gewünscht hat. Und die Vasallen werden dir den Treueid leisten. Du kannst nicht nach Paris reisen, weil du ein zu wertvolles Heiratsgut bist und viele Männer versuchen würden, dich gewaltsam in ihren Besitz zu bringen, um dich für ihre eigenen Zwecke zu benutzen, solange du nicht vermählt bist.«

Alienor erschauerte. Seine Worte stießen sie in ein tiefes dunkles Loch. Ihre Lippen formten eine Weigerung, aber sie brachte keinen Ton heraus.

»Tochter, hast du mir zugehört? Du wirst eine große Königin sein.«

»Aber niemand hat mich gefragt. Alles wurde hinter meinem Rücken beschlossen.« Ein Kloß bildete sich in ihrer Kehle. »Was, wenn ich nicht bereit bin, Louis von Frankreich zu heiraten? Was, wenn ich... wenn meine Wahl auf einen anderen Mann fällt?«

In seinem Blick lag Mitgefühl, aber auch Strenge. »Das ist unmöglich. Schlag es dir aus dem Kopf. Es ist üblich und schicklich, dass ein Vater bestimmt, wen seine Tochter heiratet. Vertraust du seinem Urteil nicht? Es ist die richtige Entscheidung, für dich und für Aquitanien und Poitou. Louis ist jung, gut aussehend und gebildet. Es ist eine in jeder Hinsicht passende Verbindung – und deine Pflicht.«

Alienor kam sich vor, als würde sie in eine Kiste gezwängt, der Deckel zugenagelt und Licht und Leben ausgesperrt. Niemand hatte sich die Mühe gemacht, ihr etwas zu sagen, als wäre sie nicht mehr als ein wertvolles Päckchen, das von einer Hand zur nächsten gereicht wurde. Was nutzte es ihr, Herrin ihres Landes zu sein, wenn dieses Land den Franzosen auf einer Silberplatte überreicht wurde? Sie fühlte sich gekränkt und verraten, weil ihr Lehrer sie nicht eingeweiht und ihr Vater dieses Geheimnis sogar mit ins Grab genommen hatte. Genauso gut konnte sie ihr Leben damit verbringen, gezuckerte Früchte zu essen und dummem Klatsch zu lauschen.

Sie wendete Ginnnet, stieß ihr erneut die Fersen in die Flanken und verlor sich einen Moment lang in dem rasenden Galopp. Doch als das Pferd zu ermatten begann, zügelte sie es, wohl wissend, dass sie ihrem Schicksal, das ihr aufgrund der Täuschung derer beschieden war, denen sie am meisten

vertraut hatte, nicht entrinnen konnte, und wenn sie noch so schnell dahinjagte.

Geoffroi war ihr nicht gefolgt, und sie blieb allein auf der staubigen Straße stehen und starrte in die Ferne wie der unbekannte Römer auf seinem von Flechten überwucherten Sockel. Der Erzbischof hatte so geklungen, als wäre diese Ehe der Gipfel glücklicher Fügung, aber sie konnte das nicht nachvollziehen. Sie hatte nie vorgehabt, Königin von Frankreich zu werden. Ihre heilige Pflicht bestand darin, Herzogin von Aquitanien zu sein, und das war das Einzige, was zählte. Wenn sie insgeheim von einer Hochzeit geträumt hatte, dann mit Gottfried von Rancon, Lord von Taillebourg und Gençay, an ihrer Seite. Vielleicht hegte Gottfried ähnliche Gedanken, auch wenn er nie darüber gesprochen hatte.

Schweren Herzens wendete sie ihr Pferd und kehrte zu ihrem Lehrer zurück. Während des kurzen Ritts schien es ihr, als fielen die letzten Splitter ihrer Kindheit hinter ihr in den Staub und funkelten noch einmal auf, bevor sie endgültig verschwanden.

Zurück im Palast, ging Alienor zu der Kammer, die sie sich mit Petronilla teilte, um sich umzukleiden und für die Hauptmahlzeit des Tages herzurichten, obwohl sie keinen Hunger hatte und ihr Magen sich zusammenkrampfte. Sie beugte sich über die Waschschüssel aus Messing, wusch ihr Gesicht mit kühlem, duftendem Wasser und spürte, wie es ihre von der Sonne gereizte Haut beruhigte.

Petronilla saß auf dem Bett, zupfte die Blütenblätter von einem Gänseblümchen und summte leise und unmelodisch vor sich hin. Der Tod ihres Vaters hatte sie schwer getroffen. Zuerst hatte sie sich geweigert zu akzeptieren, dass er

nicht wiederkommen würde, und Alienor bekam ihren Zorn und ihren Schmerz in vollem Ausmaß zu spüren, weil Petronilla sonst niemand hatte, an dem sie ihren Kummer auslassen konnte. Inzwischen ging es ihr ein wenig besser, aber sie neigte immer noch zu Tränenausbrüchen und hatte oft schlechte Laune und war gereizt.

Alienor wollte Petronilla unter vier Augen sprechen und zog die Vorhänge des Betts zu, damit die Kammerfrauen nichts mitbekamen. Sie würden alles noch früh genug erfahren – wenn der Hofklatsch nicht schon längst zu ihnen durchgedrungen war. Sie setzte sich neben sie und fegte die verstreuten Blütenblätter beiseite.

»Ich habe Neuigkeiten für dich«, begann sie.

Petronilla erstarrte. Letztes Mal war die Nachricht, die ihr Alienor überbracht hatte, verheerend gewesen.

Mit gedämpfter Stimme fuhr Alienor fort: »Der Erzbischof sagt, ich muss Louis heiraten, den Erben Frankreichs. Er sagt, Papa hätte das arrangiert, bevor er ... fortgegangen ist.«

Petronilla sah sie ausdruckslos an und schmiss den Gänseblümchenstrauß aufs Bett. »Wann?«, fragte sie eisig.

»Bald.« Alienor verzog den Mund. »Er ist schon auf dem Weg hierher.«

Petronilla erwiderte nichts, sondern drehte sich zur Seite und nestelte an den verknoteten Schnüren ihres Gewandes.

»Komm, lass mich das ...« Alienor streckte die Hand aus, aber Petronilla schlug sie weg.

»Ich kann das allein!«, schnaubte sie. »Ich brauche dich nicht!«

»Petra ...«

»Du gehst weg und lässt mich zurück, wie alle anderen

auch. Dir liegt nichts an mir. Niemandem liegt etwas an mir!«

Alienor kam sich vor, als hätte Petronilla ihr ein Messer in den Leib gestoßen. »Das stimmt nicht! Ich liebe dich sehr. Glaubst du, ich hätte diese Wahl aus freien Stücken getroffen?« Sie erwiderte den wutentbrannten, verängstigten Blick ihrer Schwester. »Glaubst du, ich wäre nicht verzweifelt oder hätte keine Angst? Wir haben doch nur noch uns. Ich werde immer für dich da sein.«

Petronilla zögerte, dann warf sie sich in Alienors Arme und drückte sie weinend an sich. »Ich will nicht, dass du weggehst.«

»Das tue ich auch nicht.« Alienor streichelte Petronillas Haar, während ihr die Tränen über die Wangen liefen.

»Schwöre es.«

Alienor bekreuzigte sich. »Ich schwöre es bei meiner Seele. Ich werde nicht zulassen, dass uns etwas trennt. Komm jetzt.« Schniefend und mit tränennassem Gesicht half sie Petronilla, den Knoten zu lösen.

»Wie ... wie sieht Louis von Frankreich denn aus?«

Alienor zuckte die Achseln und wischte sich über die Augen. »Ich weiß es nicht. Bevor sein älterer Bruder starb, sollte er eigentlich eine Kirchenlaufbahn einschlagen, also verfügt er wenigstens über eine gewisse Bildung.« Sie wusste auch, dass sein Vater Louis der Dicke genannt wurde, und sah einen ekelerregenden übergewichtigen, jungen Mann mit einem teigigen Gesicht vor sich. Sie seufzte nachdenklich. »Es war Papas Wunsch, und er muss seine Gründe gehabt haben. Wir müssen unsere Pflicht tun und uns seinem Willen fügen. Uns bleibt keine andere Wahl.«

Bordeaux, Juli 1137

In der drückenden Hitze Anfang Juli wurden die Vorbereitungen für die Ankunft des französischen Bräutigams und seiner Armee getroffen. Bordeaux erhielt die Nachricht, dass Louis Limoges rechtzeitig erreicht hatte, um das Fest des heiligen Martial am dreißigsten Juni feiern zu können. Er hatte die Lehnsleute des Grafen von Toulouse und jener Barone des Limousin entgegengenommen, die gekommen waren, um ihm die Treue zu schwören, sowie sich die Kunde von der bevorstehenden Heirat in Alienors Herrschaftsgebieten verbreitet hatte. Jetzt war die französische Kavalkade in Begleitung von Alienors Vasallen zu der letzten Etappe der Reise aufgebrochen.

Bordeaux bereitete sich gründlich auf Louis' Eintreffen vor. Gasthäuser wurden ausgefegt und mit Bannern und Girlanden geschmückt. Vorräte von den umliegenden Ländereien und Unmengen von Fleisch und Geflügel wurden herbeigeschafft. Näherinnen schneiderten aus Bahnen von goldenem Stoff ein Hochzeitskleid, das ihrer neuen Herzogin und einer zukünftigen Königin Frankreichs würdig war. Die Schleppe war mit Hunderten von Perlen bestickt, die von den Handgelenken bis zu den Knöcheln fallenden Ärmel mit dekorativen goldenen Häkchen besetzt, damit man sie zurückschlagen konnte.

In der Dämmerung an einem Morgen im Juli, der auch wieder heiß zu werden versprach, besuchte Alienor die Kirche, um zu beichten und die Absolution zu empfangen. Nach ihrer Rückkehr kleideten ihre Kammerfrauen sie in ein Gewand aus elfenbeinfarbenem Damast und zogen die goldenen Schnüre fest, damit ihre schmale Taille betont wurde. Sie trug eine juwelenbesetzte Kappe. Ihr dickes glänzendes Haar war mit metallisch schimmernden Bändern durchflochten und ihre glatten Nägel krapprot gefärbt. Alienor kam sich vor wie ein auf Hochglanz polierter silberner Becher.

Hinter den offenen Fensterläden leuchtete ein blauer Sommerhimmel. Schwalben kreisten über dem roten Backsteindach des Stalls, und der Fluss funkelte in der Morgenhitze wie eine Schatztruhe. Alienor blickte zu den französischen Zelten am anderen Ufer hinüber, die einer Ansammlung exotischer Pilze glichen. Louis und seine Armee waren gestern kurz vor Einbruch der Abenddämmerung eingetroffen und hatten ihr Lager aufgeschlagen, als die Sonne über dem klaren Wasser der Garonne unterging. Die hellen Zeltleinwände der gewöhnlichen Truppen standen am Rand des Lagers, während in der Mitte die bunte Seide und das Gold des Hochadels und der Kirche erstrahlten. Alienor heftete den Blick auf das größte lapisblaue, goldene Zelt. Die rote Kriegsfahne der französischen Könige wehte in der heißen Brise vor den offenen Klappen. Männer kamen und gingen, aber sie hatte keine Ahnung, welcher von ihnen ihr zukünftiger Mann war. Unzählige Händler brachten in Booten und Barken Vorräte und Wein zu den Truppen am anderen Ufer. Eine Abordnung kleinerer Schiffe ruderte auf das französische Lager zu, Gischt spritzte hoch. Die vorderste Barke war mit Bannern geschmückt, eine Leinenmarkise schützte die

Insassen vor der Sonne. Am Bug konnte sie Erzbischof Geoffroi ausmachen. Sie waren auf dem Weg zur französischen Delegation und brachten Louis und seine Höflinge für ein erstes formelles Treffen von Braut und Bräutigam in die Stadt.

Louis ist bestimmt nicht fett, dachte Alienor und versuchte, sich positiv zu stimmen. All dies geschah zum Wohl ihrer beiden Länder. Aber sie hatte ein flaues Gefühl im Magen, weil sie nicht davon überzeugt war und sie bald ihre Heimat verlassen musste.

Petronilla gesellte sich zu ihr ans Fenster und stellte sich aufgeregt auf die Zehenspitzen. Das erste Mal seit dem Tod ihres Vaters blühte sie wieder auf. Die Hochzeitsvorbereitungen lenkten sie von ihrem Kummer ab. Sie liebte schöne Kleider, Abwechslung und Unterhaltung.

Der Erzbischof und ihr Onkel gingen am gegenüberliegenden Flussufer an Land, und ein Diener geleitete sie eilig zu dem großen blaugoldenen Zelt. Kurz darauf traten einige kostbar gekleidete Höflinge heraus.

»Welcher ist Louis, was meinst du?« Petronilla verrenkte sich den Hals.

Alienor schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht.«

»Der dort, der in Blau!«

Alienor erkannte einige Geistliche mit glitzernden Amtsinsignien und viele Edelleute, mehrere von ihnen waren blau gekleidet, aber zu weit weg.

Die Markise beschattete die Gäste, als die Mannschaft sie über das Wasser zurückruderte, aber im Gegensatz zu ihrer Schwester hatte Alienor eher den Eindruck, als näherte sich eine Invasion und nicht ihr Bräutigam und sein Gefolge.

Louis fühlte sich elend vor innerer Anspannung, als die Barke unterhalb der mächtigen Mauern des Palasts von Ombrière festmachte. Seine Abgesandten berichteten ihm ständig, wie schön, anmutig und sittsam seine zukünftige Braut war, aber Lügen fiel ihnen nicht schwer. Er nahm sich zusammen und hoffte, dass man ihm seine Furcht und seine Bedenken nicht ansah. Sein Vater hatte ihm diese Verantwortung übertragen, und er musste ihr gerecht werden.

Die sengende Hitze erschwerte ihm das Atmen. Er konnte das sonnenwarme Leinen der Markise fast schmecken. Erzbischof Geoffroi von Bordeaux schien zu zerfließen. Der Schweiß rann von dem feuchten Stirnband seiner mit Stickerien überreich verzierten Mitra über sein gerötetes Gesicht. Feierlich und ehrerbietig hatte er Louis begrüßt und Abt Suger, seinen alten Freund und Verbündeten, mit einem Lächeln bedacht.

Louis' Seneschall Raoul von Vermandois wischte sich mit einem karierten Seidentuch über den Nacken.

»Ich habe noch nie einen so heißen Sommer erlebt.« Sorgfältig tupfte er die Haut rund um die Lederklappe über seinem linken Auge trocken.

»Ihr werdet es im Palast angenehm kühl finden, Mylords«, sagte der Erzbischof. »Er ist vor langer Zeit als Zufluchtsort vor der Sommerhitze erbaut worden.«

Louis betrachtete die vor ihm aufragenden Mauern. Der Palast der Schatten. Dieser Name konnte mehrere Bedeutungen haben. »Das wird uns sehr willkommen sein, Erzbischof«, erwiderte er. »Wir sind oft nach Einbruch der Abenddämmerung gereist, um der Hitze zu entrinnen.«

»Das empfiehlt sich«, sagte Geoffroi. »Und wir sind Euch dankbar, dass Ihr Euch so beeilt habt.«

Louis neigte den Kopf. »Mein Vater wusste, wie dringend diese Angelegenheit ist.«

»Die Herzogin freut sich darauf, Euch kennen zu lernen.«

»So wie ich mich darauf freue, sie begrüßen zu dürfen«, gab Louis hölzern zurück.

Raoul von Vermandois warf eine Handvoll Silbermünzen in das Wasser, und sie sahen zu, wie junge Burschen danach tauchten. Ihre braunen Körper glänzten. »Euer Vater sagte, wir sollten uns diesen Leuten gegenüber höflich und großzügig zeigen.« Louis' hochgezogene Brauen entlockten ihm ein Grinsen.

Louis war nicht sicher, ob es der Gesinnung seines Vaters entsprach, sich in der Rangordnung so weit nach unten zu begeben, aber Raoul neigte zu solch fröhlichen, spontanen Gesten, und es konnte nicht schaden, die Jugendlichen der Stadt nach ein paar Münzen tauchen zu lassen, auch wenn es frivol und weniger schicklich war, als an der Kirchentür Almosen zu geben.

Nachdem sie an Land gegangen waren, wurden sie von verschiedenen Geistlichen und Adelligen begrüßt, bevor sie in einer Prozession unter einem Schatten spendenden Baldachin zur Kathedrale Saint-André gingen, wo Louis am nächsten Tag seine junge Braut heiraten sollte.

Er durchquerte die reich verzierte Säulenhalle und spürte die heilige Gegenwart Gottes. Das Innere der Kathedrale war ein kühles, friedliches Refugium, das vor der Mittsommertitze schützte. Louis sog den Duft von Weihrauch und Kerzenwachs ein und seufzte erleichtert. Hier befand er sich auf vertrautem Terrain. Er schritt das Kirchenschiff mit den kunstvoll verzierten Säulen hinunter, und als er die Altarstufen erreichte, bekreuzigte er sich und sank auf die Knie.

Gott, ich bin dein ergebener Diener. Gib mir die Kraft, deinen Willen zu erfüllen und nicht zu versagen. Schenk mir deine Gnade und führe und leite mich auf meinen Wegen.

Hier würden er und Alienor getraut. Es fiel ihm noch immer schwer, ihren Namen auszusprechen, geschweige denn, sie sich als menschliches Wesen vorzustellen. Es hieß, sie sei schön, aber Schönheit lag im Auge des Betrachters. Er wünschte, er wäre zu Hause in Paris, hinter den schützenden Mauern von Notre-Dame oder Saint-Denis.

Beim Klang einer Fanfare wandte er sich um. Die Säulen bildeten einen Tunnel goldener Bögen, die seinen Blick zu der halbgeöffneten Tür lenkten. Begleitet von einigen Bedienteten, schritt ein Mädchen durch das Licht auf ihn zu, und einen Moment lang war er so geblendet, dass die Gruppe in eine überirdische Aura gehüllt zu sein schien. Die junge Frau war hochgewachsen und schlank; ihr goldenes Haar fiel ihr schimmernd bis zur Taille, aber ihr Kopf war züchtig mit einer juwelenbesetzten Kappe, dem Zeichen ihrer Jungfräulichkeit, bedeckt. Ihr blasses Gesicht glich einem vollkommenen Oval. Auf den ersten Blick wirkte sie nicht sehr weiblich, schien jedoch von einer inneren Kraft erfüllt zu sein, die Louis an einen Engel denken ließ.

Sie kniete nieder, um den Ring des Erzbischofs zu küssen, und nachdem er ihr auf die Füße geholfen hatte, legte sie die Hand auf seinen Arm und kam auf Louis zu.

»Sire«, sagte sie, kniete erneut nieder und blickte zu ihm auf. Ihre Augen waren wie das sich ständig verändernde Blau des Ozeans. Louis las darin Aufrichtigkeit und wache Intelligenz, und plötzlich kam er sich vor, als hätte jemand sein Herz auf einen Amboss gelegt und ihm mit einem einzigen Hammerschlag eine andere Form gegeben.

»Demoiselle«, sagte er. »Ich freue mich, Euch kennen zu lernen, und es ist mir eine Ehre, Euch die Ehe anzutragen, damit unsere beiden großen Länder vereint werden.« Die Worte kamen ihm wie auswendig gelernt über die Lippen. Stundenlang hatte er gestern Abend in seinem Zelt mit Suger geprobt, während die Mücken um ihn herumsirrten. Als er sie jetzt laut aussprach, gewann er etwas von seinem inneren Gleichgewicht zurück, obwohl sein Herz noch immer hämmerte wie das eines Hirsches, der die Flucht ergriff.

»So wie es mir eine Ehre ist, Euch kennen zu lernen, Sire«, erwiderte sie und senkte die Augenlider. Dann fügte sie stockend hinzu: »Und Euren Heiratsantrag anzunehmen, so wie mein Vater es gewünscht hat.«

Louis begriff, dass sie die Worte ebenfalls einstudiert haben musste und genauso nervös war wie er. Erst empfand er Erleichterung, dann machten sich sein Beschützerinstinkt und ein Gefühl der Überlegenheit bemerkbar. Sie war perfekter, als er zu hoffen gewagt hatte. Gott hatte seine Zweifel ausgemerzt und ihm gezeigt, worum es wirklich ging. Eine Frau zu heiraten stellte einen entscheidenden Bestandteil im Leben eines Mannes und Königs dar. Ein König brauchte eine Gemahlin an seiner Seite. Er half ihr auf und küsste sie leicht auf beide Wangen. Auf einmal verspürte er eine Enge in der Brust und trat einen Schritt zurück.

Sie stellte ihm das Mädchen neben ihr als ihre Schwester Petronilla vor. Sie war noch ein Kind, hatte braunes Haar, ein herzförmiges Gesicht und einen sinnlichen Mund, der an eine Rosenknospe erinnerte. Nachdem sie ihm einen durchdringenden Blick zugeworfen hatte, knickte sie und senkte die Augenlider. Louis schoss durch den Kopf, dass sie eine ange-

messene Belohnung für einen seiner französischen Edelmänner abgeben würde.

Er wandte sich mit Alienor zum Altar, wo er förmlich das Verlöbniß verkündete und mit zitternden Händen einen Goldring auf ihren rechten Mittelfinger schob. Und in diesem Augenblick war er zutiefst gerührt und glaubte, dass Gott ihm eine große Gunst erwiesen hatte.

Im Palast von Ombrière fand ein Fest statt. Mit weißen Tüchern gedeckte Tische waren im Kreuzgang im Garten aufgestellt worden, sodass die Gäste im Schatten sitzen und beim Essen den Musikanten lauschen konnten.

Lächelnd gab Alienor die von ihr erwarteten Antworten, auch wenn sie mit ihren Gedanken woanders war und sich mit der Konversation schwertat. Louis' Ankunft hatte eine große Last auf ihre Schultern gelegt, und die Erkenntnis, dass die Veränderungen in ihrem Leben jetzt nicht mehr rückgängig zu machen waren, drohte sie zu erdrücken. Sie wusste nicht, wie sie sich gegenüber den vielen ihr unbekanntem Menschen verhalten sollte, die eine andere Sprache sprachen und sich in ihrem Gebaren so sehr von ihren Höflingen unterschieden. Zwar verstand sie den nordfranzösischen Dialekt, weil er in Poitou gesprochen wurde, der Pariser Tonfall jedoch klang in ihren Ohren rauer. Ihre Kleider bestanden aus festerem, schlichterem Stoff, und ihnen schien es an Lebensfreude zu mangeln. Allerdings hatten sie eine anstrengende Reise in der sengenden Sommerhitze hinter sich.

Ihre Furcht, Louis könnte sich als Flegel entpuppen, erwies sich als unbegründet. Er war groß und sehr schlank wie ein edler Jagdhund und hatte prachtvolles schulterlanges silberblondes Haar und große blaue Augen. Sein Mund war

schmal, aber gut geformt. Seine Manieren wirkten steif, aber das hing vielleicht mit den Strapazen der Reise zusammen. Im Gegensatz zu seinem Seneschall Raoul von Vermandois, der unaufhörlich strahlte, lächelte er selten. Von Vermandois bewies Petronilla gerade seine Geschicklichkeit und versteckte eine kleine Glaskugel unter einem von drei Bechern und ließ sie raten, unter welchem sie sich befand. Sie kicherte über seine Possen, ihre Augen leuchteten. Die anderen aus Louis' französischem Gefolge gaben sich reservierter und wirkten, als hätten sie sich Holzpfähle hinten in ihre Tuniken gesteckt. Theobald, der Graf von Blois-Champagne, betrachtete von Vermandois mit kaum verhohlener Gereiztheit; ein Muskel zuckte an seinem Kinn. Alienor wunderte sich über die Spannung, die zwischen den Männern herrschte. Es gab so vieles, was sie nicht wusste, so vieles, was sie nicht begriff und woran sie sich anpassen musste.

Wenigstens schien Louis, so zurückhaltend er sich auch gab, kein Ungeheuer zu sein, und sie würde wahrscheinlich einen Weg finden, Einfluss auf ihn zu nehmen. Die älteren Männer, vor allem Suger und Louis' Onkel Amadée de Maurienne und William de Montferat, würden sich wohl als schwieriger erweisen, aber sie war es gewohnt gewesen, bei ihrem Vater ihren Willen durchzusetzen, und es würden sich Gelegenheiten ergeben, wo sie mit Louis allein war und niemand sich einmischen konnte. Sie waren ungefähr gleich alt, zumindest das hatten sie gemeinsam.

Nachdem alle gegessen und getrunken hatten, übergab Louis Alienor die Hochzeitsgeschenke, die er aus Frankreich mitgebracht hatte: Bücher mit Einbänden aus Elfenbein, Reliquienschreine, Kästchen mit kostbaren Steinen, silberne Kelche, gläserne Becher aus den Werkstätten von

Tyrus, Teppiche und Ballen edler Stoffe. Und Truhen und Säcke. Alienor taten die Augen weh bei all dem Überfluss. Louis überreichte ihr einen Anhänger, ein Kreuz mit Rubinen, die die Form von Blutstropfen hatten.

»Es hat meiner Großmutter gehört«, sagte er, als er ihr die Kette um den Hals legte. Heftig atmend trat er einen Schritt zurück.

»Es ist wundervoll«, erwiderte Alienor, was auch zutraf, obwohl das Schmuckstück nicht ihrem Geschmack entsprach.

Anfangs hatte er etwas schüchtern gewirkt, aber jetzt richtete er sich stolz auf. »Du hast mir die Krone Aquitaniens gegeben. Ich käme mir armselig vor, wenn ich meiner Braut im Gegenzug nicht den Reichtum Frankreichs zu Füßen legen würde.«

Heimlicher Groll keimte in Alienor auf. Obwohl sie ihm als Vasallin Frankreichs zu huldigen hatte und ihm nach ihrer Hochzeit die Herzogskrone verliehen wurde, gehörte Aquitanien ihr und würde immer ihr Eigentum bleiben. Wenigstens war in dem Ehekontrakt festgelegt, dass Frankreich sich ihr Land nicht einverleiben durfte und es als eigenständiges Herzogtum fortbestand. »Ich habe auch etwas für dich.« Auf ihren Wink hin trat ein Kammerherr mit einem geschnitzten Elfenbeinkasten vor. Alienor wickelte behutsam die Vase aus dem schützenden weißen Tuch und überreichte sie Louis.

»Mein Großvater hat sie aus einem heiligen Krieg in Spanien mitgebracht«, erklärte sie. »Sie ist sehr alt.«

Neben Louis' opulenten Geschenken nahm sich die Vase schlicht und geradezu asketisch aus, aber der prachtvolle Hintergrund erhöhte nur ihre Wirkung. Louis hielt das kostbare Stück in den Händen und küsste sie auf die Stirn. »Sie

ist wie du«, sagte er. »Klar, erlesen und einzigartig.« Als er sie vorsichtig auf den Tisch stellte, ergoss sich ein Diamantenregen über das weiße Tuch. Ein Ausdruck staunenden Entzückens trat auf Louis' Gesicht. Alienor lächelte und dachte, dass er ihr zwar viele wertvolle Geschenke mitgebracht hatte, dieses unzählige Farben einfangende Licht jedoch alles übertraf.

»Darf ich?« Ohne auf Zustimmung zu warten, nahm Abt Suger die Vase und musterte sie gierig. »Ein sehr erlesenes Stück«, sagte er. »Ich habe noch nie solch außergewöhnliche Handwerkskunst gesehen.« Mit sichtlicher Begeisterung fuhr er mit dem Finger über die Waben. »Seht nur, wie klar sie ist, und doch spiegeln sich alle Farben eines Kathedralenfensters darin. Dies ist wahrlich Gottes Werk.«

Alienor widerstand dem Drang, sie ihm aus den Händen zu reißen. Suger war ein enger Freund von Erzbischof Geoffroi, und sie sollte sich über sein Lob freuen.

»Abt Suger ist von so etwas fasziniert«, warf Louis lächelnd ein. »Er bewahrt in Saint-Denis eine bemerkenswerte Sammlung auf, wie du sehen wirst, wenn wir nach Paris zurückkehren.«

Suger stellte die Vase vorsichtig auf den Tisch zurück. »Ich sammle diese Dinge nicht für mich«, erwiderte er mit einem Anflug von Tadel, »sondern um Gott durch ihre Schönheit zu preisen.«

»Natürlich, Vater.« Louis errötete wie ein gescholtener kleiner Junge.

Alienor blickte ihn scharf an und schlug die Augen nieder. Ihr war nicht entgangen, wie oft Louis verstohlen zu Suger schielte und seine Zustimmung und Unterstützung suchte. Dieser Mann konnte Freund oder Feind sein, und Louis ge-

horchte ihm bedingungslos. Sie musste mit äußerster Behutsamkeit zu Werke gehen.

Später am Nachmittag, als das Sonnenlicht über dem Fluss abnahm und sich tiefe Schatten über den Palast von Ombrière legten, schickte sich Louis an, in sein Lager auf der anderen Seite des Flusses zurückzukehren. Im Laufe des Tages hatte er sich merklich entspannt, und er lächelte, als er sich von Alienor verabschiedete, den Daumen auf den Ring legte, den er ihr angesteckt hatte, und sie auf die Wange küsste. Seine Lippen fühlten sich seidig und warm an, und sein Bartflaum strich sacht über ihre Haut. »Ich komme morgen wieder«, sagte er.

Irgendetwas in Alienor öffnete sich. Die Vorstellung, ihn zu heiraten, war greifbarer geworden und kein nebulöser Traum mehr. Louis schien ein anständiger Mensch zu sein; er hatte sich bislang höflich verhalten und sah gut aus. Es hätte viel schlimmer kommen können.

Als Louis während der Überfahrt über den Fluss, den der Sonnenuntergang in schimmerndes Gold tauchte, die Hand zum Abschied hob, erwiderte Alienor die Geste mit einem leisen Lächeln auf den Lippen.

»Nun, Tochter.« Erzbischof Geoffroi trat neben sie. »Sind deine Befürchtungen zerstreut worden?«

»Ja, Vater«, erwiderte sie, wohl wissend, dass er genau diese Antwort hören wollte.

»Louis ist ein liebenswerter, frommer Mann. Er hat mich sehr beeindruckt. Abt Suger hat ihn gut erzogen.«

Alienor nickte erneut. Sie war noch immer unschlüssig, ob sie Suger als Verbündeten oder als Feind betrachten sollte, auch wenn er Geoffrois Freund war.

»Es freut mich, dass du ihm die Vase geschenkt hast.«

»Keine andere Gegengabe wäre seinen Geschenken gerecht geworden«, gab sie zurück. Sie fragte sich, ob ihr Lehrer und Mentor die Vase zu genau diesem Zweck aus der Schatzkammer geholt hatte, und presste die Lippen zusammen. »Ich bin froh, dass Bernard von Clairvaux nicht mitgekommen ist.«

Geoffroi hob die Brauen.

Alienor verzog das Gesicht. Der furchteinflößende Abt Bernard hatte ihren Vater zwei Mal besucht, um ihn bei beiden Gelegenheiten dafür zu tadeln, dass er in der Frage einer Lossagung vom Papst für die Opposition Partei ergriffen hatte. Bei seinem ersten Besuch war sie noch ein kleines Kind gewesen und erinnerte sich nur verschwommen daran, dass er ihren Kopf getätschelt hatte. Er war dünn wie eine Lanze gewesen und hatte so muffig gerochen wie alte Wandbehänge. Beim zweiten Mal, sie war zwölf, stritten Bernard und ihr Vater sich heftig in der Kirche von La Couldre. Kurz zuvor war ihr Vater erkrankt. Mit seinem knochigen Zeigefinger fuchtelte Bernard vor dem Gesicht ihres Vaters herum, während er eine flammende Rede hielt, in der er mit dem Höllenfeuer drohte. Er zwang ihn, vor dem Altar niederzuknien, und verkündete, seine Erkrankung sei die Strafe Gottes, weil er gesündigt habe. Alienor hatte befürchtet, Bernard könne zu der Abordnung französischer Geistlicher gehören, und ihr war ein Stein vom Herzen gefallen, als sie ihn nirgendwo hatte entdecken können. »Er hat meinen Vater gedemütigt«, sagte sie stirnrunzelnd.

»Bernard von Clairvaux ist ein heiliger Mann«, tadelte Geoffroi sie sanft. »Er trachtet nur danach, den rechten Weg zu Gott zu beschreiten, und wenn er manchmal kritisch oder

übereifrig ist, geschieht dies zum Wohle aller, und es steht nur Gott und nicht uns zu, darüber zu urteilen. Wenn du ihn in Paris triffst, verlasse ich mich darauf, dass du dich ihm gegenüber so verhältst, wie es sich für eine Frau deines Ranges schickt.«

»Ja, Vater«, erwiderte Alienor gleichmütig, obwohl sich insgeheim alles in ihr dagegen auflehnte.

Geoffroi hauchte einen Kuss auf ihre Stirn. »Ich bin stolz auf dich, und dein Vater wäre es auch, wenn er hier wäre.«

Alienor schluckte, fest entschlossen, nicht zu weinen. Wenn ihr Vater hier wäre, müsste sie diese Ehe nicht eingehen. Sie wäre in Sicherheit. Doch sie wusste, wenn sie zu eingehend darüber nachdachte, würde sie ihm zum Vorwurf machen, dass er zu früh gestorben war und ihr dieses Vermächtnis hinterlassen hatte.

In Alienors Abwesenheit waren die Hochzeitsgeschenke von Louis in ihre Kammer gebracht und auf einem Tisch aufgebaut worden, damit sie sie in Ruhe inspizieren konnte. Vieles durfte sie nur kurze Zeit behalten, da von ihr erwartet wurde, dass sie einen Großteil der Kirche oder wichtigen und einflussreichen Familien zum Geschenk machte. Ein Reliquienschein enthielt einen Knochensplitter vom Bein des heiligen Jakob. Das versilberte Gehäuse war mit Perlen und Edelsteinen verziert, und wenn man eine kleine Tür aus Bergkristall öffnete, erblickte man ein goldenes Kästchen, in dem das kostbare Fragment ruhte. Ein mit Juwelen besetzter Stirnreif und Broschen, Ringe und Anhänger waren für Alienor persönlich bestimmt.

Petronilla hatte einen Kranz aus exquisiten goldenen Rosen mit Perlen und Saphiren erhalten, den sie jetzt auf ihrem

braunen welligen Haar trug, während sie mit bunten Glaskugeln spielte, die Raoul von Vermandois ihr geschenkt hatte.

Eilig vertauschte Alienor ihr prächtiges Gewand mit einem schlichten aus kühlem Leinen und die zierlichen bestickten Schuhe mit ihren Reitstiefeln.

»Ich gehe zu den Ställen und sehe nach Ginnet«, sagte sie.

»Ich komme mit.« Petronilla verstaute die Glaskugeln in ihrer Truhe. Als Alienor ihr riet, den goldenen Kranz abzunehmen, schüttelte Petronilla trotzig den Kopf. »Ich will ihn aufbewahren. Ich passe schon auf, dass ich ihn nicht verliere.«

Alienor warf ihr einen verärgerten Blick zu, sagte aber nichts.

Im Stall begrüßte Ginnet Alienor mit einem leisen Wiehern und wartete ungeduldig auf die Brotkruste, die ihre Herrin ihr als besonderen Leckerbissen mitgebracht hatte. Alienor streichelte sie. Der süße Geruch nach Stroh und Pferd hatte etwas Tröstliches. »Alles wird gut«, flüsterte sie. »Ich nehme dich mit nach Paris. Ich lasse dich nicht hier zurück, das verspreche ich dir.«

Petronilla lehnte sich gegen die Stalltür und starrte Alienor an, als würden die Worte ihr gelten. Alienor schloss die Augen und presste die Stirn gegen den glatten, warmen Hals der Stute. Mit einem Schlag hatte ihr Leben sich vollkommen verändert, und sie klammerte sich an alles, was ihr lieb und vertraut war.

Als die Abenddämmerung hereinbrach, zupfte Petronilla Alienor am Ärmel.

»Ich möchte im Garten spazieren gehen und die Glühwürmchen sehen.«

Alienor ging mit ihrer Schwester in den Hof, in dem sie zuvor das Festmahl abgehalten hatten. Jetzt war es viel küh-

ler, obwohl die Mauern noch immer die Wärme abgaben. Die Diener hatten die Tische an einer Wand aufgestapelt und die weißen Tücher und das kostbare Geschirr abgeräumt. Im Teich spiegelten sich die letzten Sonnenstrahlen, und das Wasser plätscherte, wenn die Fische nach Mücken schnappten. Ein durchdringender Geruch nach sonnendurchwärmten Steinen hing in der Luft. Alienors Herz wurde schwer. Sie hatte nicht nur ihren Vater verloren und war zu einer Heirat gedrängt worden, bei der sie kein Mitspracherecht gehabt hatte, jetzt musste sie auch noch ihre Heimat verlassen und in Begleitung von Fremden, darunter ihr Bräutigam, nach Paris reisen.

Sie erinnerte sich, wie sie früher hier mit Petronilla Fangen gespielt hatte.

Plötzlich umarmte Petronilla sie.

»Glaubst du wirklich, dass alles gut wird?« Sie vergrub den Kopf an Alienors Schulter. »Du hast es zu Ginnet gesagt, aber ist es wahr? Ich habe Angst.«

»Natürlich glaube ich das!« Alienor empfand einen tiefen Schmerz und musste die Augen schließen, während sie ihre Schwester an sich drückte. Sie setzten sich auf die alte Bank am Teich, wo sie als Kinder so oft gesessen hatten, und beobachteten, wie die herumschwirrenden Glühwürmchen funkelten wie Hoffnungsschimmer.

Louis betrachtete die Vase. Er hatte sie neben sein Kruzifix und seine Elfenbeinstatue der Heiligen Jungfrau auf den kleinen Andachtstisch in seinem Zelt gestellt. Die Schlichtheit und der Wert des Geschenks erfüllten ihn mit Staunen, so wie das Mädchen, das es ihm überreicht hatte. Sie entsprach so gar nicht dem, was er erwartet hatte. Ihr Name, der noch vor

kurzem einem fremden, unangenehmen Geschmack geglichen hatte, wenn er ihn aussprach, überzog seine Zunge jetzt mit Honig. Sie füllte ihn gänzlich aus, und doch fühlte er sich noch immer hohl und konnte sich das nicht erklären. Als sich das Licht der Vase über das Tischtuch ergossen hatte, hatte er dies als Zeichen Gottes gewertet, dass die bevorstehende Heirat unter seinem Segen stand. Ihre Verbindung war wie dieses Gefäß, das darauf wartete, mit Licht gefüllt zu werden, um alsdann in Gottes Glanz zu erstrahlen.

Er kniete vor dem Tisch nieder, legte die Stirn auf seine gefalteten Hände und dankte seinem Schöpfer aus tiefster Seele.

Bordeaux, Juli 1137

Alienor spürte, wie sich ihr Magen verkrampfte, als sie die Kathedrale von Saint-André betrat. Diesmal schritten Chorknaben in zwei Reihen und ein Kaplan vor ihr her, der ein Prozessionskreuz in die Höhe hielt. Für gewöhnlich wurden Trauungen an der Kirchentür durchgeführt, aber ihre Heirat mit Louis fand in der Kathedrale statt, um zu unterstreichen, dass damit Gottes Wille erfüllt wurde.

Alienor holte tief Atem und trat auf den schmalen Teppich aus frischen grünen, mit Kräutern und rosa Rosen bestreuten Binsen. Die Blumenspur führte sie das lange Kirchenschiff hinunter auf die Altarstufen zu. Akolythen schwan gen Weihrauchfässchen, und der helle, duftende Rauch stieg zu der gewölbten Decke empor und vermischte sich mit den Stimmen des Chors. Petronilla und zwei junge Frauen trugen ihre schwere perlenbestickte Schleppe, und ihr Onkel mütterlicherseits, Raoul de Faye, geleitete sie zum Altar. Als sie vorüberschritt, knieten die Gemeindemitglieder nieder und senkten den Kopf. Da sie ihre Gesichter nicht sah, wusste sie nicht, ob sie lächelten oder die Stirn runzelten. Begrüßten sie diese Verbindung von Aquitanien und Frankreich, oder schmiedeten sie bereits Pläne für eine Rebellion? Freuten sie sich für sie, oder schwante ihnen Böses? Ihr Blick schweifte über sie hinweg, bevor sie sich besann und nach vorn zum

Altar schaute, wo Louis, flankiert von Abt Suger und den Lords seines Gefolges, auf sie wartete. Es war zu spät, sie hatte keine Wahl mehr.

Louis' blaue Seidentunika war mit Lilien bestickt, und seine Stirn schmückte ein mit Perlen und Saphiren besetzter Reif. Alienor blieb neben ihm stehen. Die Sonne fiel durch die Kathedralenfenster und tauchte sie und Louis in durchsichtiges Gold. Als er ihr seine schmale, blasse Hand reichte, krümmten seine Lippen sich kaum merklich zum Gruß. Sie zögerte, bevor sie ihre rechte Hand in seine legte, und gemeinsam knieten sie nieder und senkten den Kopf.

Geoffroi du Louroux, in seinen prächtigen, bestickten, juwelenbesetzten Bischofsgewändern, führte die Trauung durch und las die Messe. Jede Bewegung, jede Geste war von tiefer Feierlichkeit geprägt. Alienor und Louis gaben ihre Antworten mit fester Stimme, aber ihre miteinander verflochtenen Hände waren beide vor Beklemmung kalt und feucht. Der Abendmahlwein glühte wie ein dunkler Rubin in dem Bergkristallgefäß, das Alienor Louis zu ihrer Verlobung geschenkt hatte. Es überraschte und beunruhigte sie, dass es heute zu diesem Zweck benutzt wurde. Als sie das Blut des Erlösers in sich aufnahm und schwor, Louis zu gehorchen, kam es ihr so vor, als lege sich diese Ehe wie eine Fessel um sie und als würde sie ihren Häschern sogar helfen, die Stricke festzuziehen.

Noch mit dem metallischen Geschmack des Weins auf der Zunge, hörte sie, wie Erzbischof Geoffroi die letzten Worte sprach, die Eheschließung verkündete und ihr Schicksal besiegelte. Ein Fleisch. Ein Blut. Louis küsste sie auf beide Wangen und mit trockenen Lippen auf den Mund. Sie nahm die Geste unbeteiligt hin, fühlte sich wie losgelöst und ein

wenig benommen, als durchlebe jemand anders diesen Moment.

Nachdem sie im Angesicht Gottes vermählt worden waren, schritten sie durch das Kirchenschiff, und in dem Meer aus zum Gebet gesenkten Köpfen vermochte Alienor noch immer nicht auszumachen, wer Freund und wer Feind war.

Der feierliche Gesang des Chors begleitete sie und Louis bis zur Kirchentür. Sie spürte, wie Louis sich aufrichtete und die Brust hob, als würde die Musik ihn erfüllen und innerlich wachsen lassen. Als sie ihn anblickte, sah sie, dass Tränen in seinen Augen standen und sein Gesicht einen glückseligen Ausdruck angenommen hatte. Alienor selbst empfand keine so starken Regungen, aber es gelang ihr, dies hinter einem Lächeln zu verbergen, als sie die Kathedralentür erreichten.

Nach der Kühle in der Kirche traf sie die Luft draußen wie ein Hammerschlag. Das sich in Louis' Stirnreif fangende Licht blendete sie, sodass ihre Augen brannten. »Meine Frau.« Sein Gesicht war gerötet, und in seiner Stimme schwang Besitzerstolz mit. »Alles ist so, wie Gott es gewollt hat.«

Alienor betrachtete ihren neuen, im Sonnenschein funkelnden Ehering und erwiderte nichts, weil sie ihrer Reaktion nicht traute.

Von Bordeaux aus reiste die Hochzeitsgesellschaft nach Poitiers weiter. Unterwegs besuchten sie Festungen und Abteien, damit alle die junge Herzogin und ihren Gemahl feiern konnten. Am dritten Tag erreichten sie die große, angeblich uneinnehmbare Burg Taillebourg an der Charente, das Erbeigentum der Seneschalle von Poitou. In Taillebourg mussten sie zum letzten Mal den Fluss überqueren, bevor dieser ins

Meer mündete, und ein steter Strom von Pilgern kam auf ihrem Weg zum Schrein des heiligen Jakob in Compostela hier vorbei.

Ihr Gastgeber war Gottfried von Rancon, ein bedeutender Vasall, Freund der Familie und der Mann, den Alienor hätte heiraten wollen, hätte man ihr eine Wahl gelassen. Er hatte an der Hochzeit in Bordeaux nicht teilgenommen, weil er auf seinen Ländereien unabhkömmlich gewesen war. Doch nun freute er sich, Braut und Bräutigam willkommen zu heißen und für die Hochzeitsnacht zu beherbergen, die gemäß alter Traditionen auf den dritten Tag verschoben worden war.

Gottfried kniete zur Begrüßung im Burghof vor Alienor und Louis nieder und schwor ihnen die Lehnstreue. Beim Anblick seines in der Sonne schimmernden dichten braunen Haares verspürte Alienor einen dumpfen Schmerz. Aber ihrer Stimme war nichts anzumerken, als sie ihn aufforderte, sich zu erheben. Seine Miene blieb höflich und gleichmütig, sein Lächeln war das eines Höflings. Wie sie hatte diese drastische Veränderung auch ihn gezwungen, bestimmte Hoffnungen und Ambitionen aufzugeben und sich ein neues Ziel zu setzen.

Viele Lords, die der Hochzeit in Bordeaux nicht beigewohnt hatten, waren nach Taillebourg gekommen, um Alienor und Louis den Treueid zu leisten, und dank Gottfrieds sorgfältiger Planung verlief die Zeremonie reibungslos. Er hatte ein Festmahl mit Louis und Alienor als Ehrengästen und Gastgebern zugleich für ihre Untertanen vorbereiten lassen. Später bekam Louis dann Gelegenheit, mit den Baronen und Geistlichen zusammenzutreffen, die er bislang noch nicht kennen gelernt hatte.

Gottfried bahnte sich einen Weg durch das Gewühl, um ein paar Worte mit Alienor zu wechseln.

»Ich habe für morgen eine Jagd arrangiert«, sagte er. »Ich hoffe, das sagt dem Prinzen zu.«

»Er erzählte mir, er würde gerne auf die Jagd gehen, vorausgesetzt, sie findet nicht an einem kirchlichen Feiertag statt.«

»Ihr habt eine sehr gute Partie gemacht.« Er beugte sich vertraulich zu ihr. »Jeder Vater wäre stolz.«

Sie blickte zu Gottfrieds Kindern hinüber, die bei ihren Kinderfrauen standen. Burgundia war mit sieben die älteste, Gottfried sechs und Bertha, die jüngste, vier. »Hättet Ihr Euch eine solche Verbindung für Eure Kinder erhofft?«

»Ich würde das in meiner Macht Stehende für sie und den Namen Rancon tun. Nur ein Narr lässt eine solche Gelegenheit ungenutzt verstreichen.«

»Aber was würde Euer Herz dazu sagen?«

Er hob die Brauen. »Sprechen wir immer noch von meinen Töchtern?«

Sie errötete und wandte den Blick ab.

»Egal welche Hoffnungen ich mir gemacht habe, ich sehe jetzt ein, dass sie nie zu verwirklichen gewesen wären – auch wenn Euer Vater am Leben geblieben wäre. Er war weiser als ich. Es wäre nicht zum Vorteil von Aquitanien gewesen, und danach zu streben, bleibt immer unsere größte Pflicht... Alienor, seht mich an.«

Sie sah ihm in die Augen, obwohl es sie enorme Überwindung kostete. Sie merkte voller Entsetzen, dass sie der ganze Hof beobachtete, und wenn jemand etwas von ihrem Gespräch mitbekam, konnte dies einen vernichtenden Skandal auslösen.

»Ich wünsche Euch und Eurem Mann alles Gute«, sagte er.
»Wenn Ihr meine Dienste benötigt, werde ich Euch als Euer treuer Vasall stets zur Verfügung stehen. Ihr könnt mir immer bedingungslos vertrauen.« Er verneigte sich und ging weiter, um sich höflich mit Raoul von Vermandois zu unterhalten.

Alienor wechselte hier ein Wort, schenkte dort jemandem ein Lächeln oder hob die Hand, damit man das goldene Innenfutter ihres Ärmels und den glitzernden Topasring sah, ein Hochzeitsgeschenk von Louis. Sie war die anmutige, reizende Herzogin von Aquitanien, und niemand würde je erfahren, wie tief sie verwundet war und was für ein Gefühlsaufruhr in ihrem Inneren tobte.

Geräuschlos betrat Alienor das eheliche Gemach oben im Turm. Die Nacht war hereingebrochen, die Fensterläden geschlossen. Kerzen und Lampen waren entzündet worden, sodass das Zimmer von einem warmen bernsteinfarbenen Licht erfüllt war. Ihre Flucht würde ohnehin nur von kurzer Dauer sein, weil bald die Kammerfrauen erschienen, um sie für die Hochzeitsnacht herzurichten.

Jemand – vermutlich Gottfried – hatte als Mahnung an ihre Blutlinie und als Symbol väterlicher Anerkennung den Schild ihres Vaters an die Wand gehängt. Sie schluckte, als sie sich daran erinnerte, wie oft sie ihn als kleines Mädchen aufgehoben hatte, ihrem Vater nachgelaufen war und so getan hatte, als wäre sie sein Knappe. Sie hatte sich bemüht, dass die Spitze nicht über den Boden schleifte, was ihn stets zum Lachen gebracht hatte.

Das mächtige Bett war mit frischen Leinenlaken bezogen. Darauf lagen Woldecken und ein mit einem Adlermuster bestickter seidener Überwurf. Die schweren roten Wollvorhänge

ähnelten Girlanden. Das Bett hatte eine lange Geschichte, die bis zu einem Sohn Karls des Großen zurückreichte, der König von Aquitanien gewesen war. Seit Jahrhunderten hatten Paare in diesem Bett ihre Hochzeitsnacht verbracht, wurden darin Kinder gezeugt und geboren, wurde darin gestorben. Diese Nacht würde es dem Vollzug der Ehe dienen, wodurch das Bündnis zwischen Frankreich und Aquitanien endgültig besiegelt wurde.

Alienor wusste, was sie zu erwarten hatte. Ihre verheirateten Kammerfrauen hatten ihr ihre Pflichten erklärt, und sie war weder blind noch unbedarft. Sie hatte Tiere sich paaren sehen und die intimen Umarmungen von Männern und Frauen in dunklen Ecken beobachtet, wenn das kalte Winterwetter ein Stelldichein im Freien unmöglich machte. Mehr als ein Mal hatte sie die Gedichte ihres Großvaters gehört, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrigließen, und allein daraus vieles gelernt. Seit über einem Jahr stellte sich ihre monatliche Blutung regelmäßig ein: ein Zeichen dafür, dass ihr Körper bereit war, ein Kind zu empfangen. Aber dieses theoretische Wissen war nicht dasselbe wie praktische Erfahrung, und ihr war beklommen zumute. Würde Louis, der ja bis zum Tod seines Bruders als Mönch erzogen worden war, wissen, was er zu tun hatte? Hatte ihm jemand alles erklärt?

Petronilla öffnete die Tür und spähte herein.

»Da bist du ja! Alle suchen dich schon!«

Alienor drehte sich mit einem Anflug von Gereiztheit um.

»Ich wollte nur einen Augenblick allein sein.«

»Soll ich den anderen sagen, dass du nicht hier bist?«

Alienor schüttelte den Kopf. »Dann gibt es nur noch mehr Ärger.« Sie rang sich ein Lächeln ab. »Alles in Ordnung, Petra.«

